This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Princeton University Library
32101 064785478

Wo hast du dich denn herumgetrieben?

Erlebnisse von

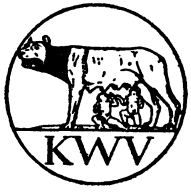
Hans Siemsen

Kurt Wolff Verlag

München

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

HANS SIEMSEN

WO HAST DU DICH DENN HERUMGETRIEBEN

ERLEBNISSE

Denn allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist's auch lustig, so man mancherlei lieset.

Makkabäer 2, XV 40.

1920

KURT WOLFF VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

Copyright 1920 by Kurt Wolff, Verlag in München.
Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

INHALT

	Seite
REISEN!	7
PARIS 1913	12
Ich wohne auf dem Montmartre	12
Joë Wels	13
Jardin du Luxembourg	18
Louise Poret ist ermordet	19
Ich wohne in Meudon	21
WORTE	24
FREMDE VERSE	26
IM FELDE 1916	29
Apologie	29
Vor Verdun	33
Der Vorhang	36
ICH LIEBE FRANKREICH	39
ICH LIEBE DEUTSCHLAND	43
WAS FÜR LANDSCHAFTEN? UND WAS FÜR DRAMEN?	45
SENLIS	47
DIE INTERNATIONALE	50
POTSDAM ODER DÖBERITZ? August 1918	57
REVOLUTIONSMUSIK. Juli 1918	70
SONNTAGMORGEN IN ESSEN AN DER RUHR	76
SCHMIED	79
ZWEI POSTKARTEN UND EIN BUCH	82
DAHOME	88
JUIST	92
DUISBURG	98
AMERIKA	108

*

(RECAP)
3490
.016
550595

Digitized by Google

„NUN? WO HAST DU DICH DENN HERUMGETRIEBEN?"

fragte mein Vater mich, wenn ich nach Hause kam.

Das klang gar nicht drohend oder examinierend. Das klang ein bißchen spaßhaft-überlegen, belustigt, wie ein kleiner Scherz. Er saß in seinem schmalen Lehnstuhl. Und aus dem großen, guten Gesicht sahen zwei blaue, freundliche Augen.

Als wir größer geworden waren, war meinen älteren Geschwistern, aber schließlich auch mir selber, dieses Wort „herumgetrieben" und überhaupt die ganze Frage fast ein wenig ehrenrührig. Er wußte das wohl. Aber er fragte trotzdem. Wie eine kleine Neckerei, wohlgelaunt und gutmütig klang es. Und seine guten Augen lachten. Er liebte uns zärtlich, und wir liebten ihn, je älter wir wurden, desto mehr.

Nun ist er lange tot und längst begraben. Seine guten, freundlichen Augen sind zu.

Und mir will es scheinen, als könnte ich über mein ganzes Leben, über den Anfang und über den Schluß, gar kein besseres Wort setzen als seine Frage:

„Wo hast du dich denn herumgetrieben?"

Digitized by Google

REISEN!

Ich weiß kein Bild, das unſer alltägliches Leben, dies kleine beſcheidene Leben eines Bürgers, ſo ſehr ins Ungewöhnliche, ins Abenteuerliche ſteigerte, wie das Bild eines Bahnhofs. Es gibt keinen Ort, der mehr an Möglichkeiten in ſich hätte. Hier lauern Abenteuer für jeden. Hier nimmt das Leben eines jeden irgendwie eine dramatiſche Wendung. Hier werden dauernd Dramen nicht geſpielt, — — gelebt, erlitten.

Dieſe rieſigen Hallen aus Eiſen und Glas, das ſind wirklich die Bühnen, über die unſer Leben ſchneller, gedrängter, atemloſer rollt als im gewöhnlichen Tag für Tag.

Abſchied. Welch ein Wort! Haben wir nicht alle ſchon dort geſtanden zwiſchen den Schienen und jemandem nachgeſehen, der nicht wiederkam?

*

Da geht ein Mann mit einem Hammer und einer Kanne über die Gleiſe. Er kniet ſich neben die Räder der Waggons und hämmert und arbeitet an ihnen. Er iſt ein einfacher Arbeiter, der ſeine Arbeit tut. Aber wie er ſo über die Schienen geht und neben dieſen Rädern kniet, die gleich ſich zu drehen beginnen werden, die gleich, ich weiß nicht wohin, über dieſe Schienen gleiten, rutſchen, rollen, donnern werden, — da ſcheint er mir mehr zu ſein als nur ſo ein einfacher, unbedeutender Arbeiter, der über die Schienen geht, viel mehr: ein Marionettenſpieler, ein Bändiger, der wilde Tiere entläßt und wieder einfängt, einer, der

Digitized by Google

hinter den Kuliſſen Beſcheid weiß, erfahren, gleichmütig, kühn. — Und ſo ſieht er auch aus.

*

Alle haben hier eine Bedeutung. Sie ſind Reiſende. Heißt das nicht: Abenteurer?

Sie kommen aus ihren Wohnungen hervor; ſie verlaſſen ihr ſicheres Haus und fahren. Wohin? Nach Mailand, Nizza, Petersburg. Vielleicht auch nur nach Cottbus oder Poſen. Aber was kann in Poſen nicht alles paſſieren!

Nicht mehr als wo anders? Aber der Reiſende, der in Poſen ankommt, iſt in Poſen ein Fremder. Alles um ihn iſt anders, und er ſelbſt iſt plötzlich anders. Ein Fremder, heißt das nicht allem ausgeliefert ſein? Allem Glück und allen Gefahren? Kann nicht jeden Moment ein neuer Freund auf dich zukommen? Ein lang erſehnter Liebesnachmittag? Sitzt nicht vielleicht in dieſem Reſtaurant, wohnt nicht vielleicht in dieſem grauen Mietshaus grade der Menſch, den du ſeit Jahren ſuchſt, ſeit Jahren, ohne ihn zu kennen, liebſt, und der dich von heute an, wenn du ihn kennen lernſt, dein Leben hindurch begleiten wird? Alles iſt möglich. Du biſt ein Fremder. Jede Straße iſt neu. Jeder Menſch iſt neu.

Ein Herr tritt auf dich zu, er grüßt, und du weißt noch immer nicht, iſt es ein Freund, iſt es ein toller Betrüger? Oder wird er gar vielleicht gleich ſeinen Rockaufſchlag umbiegen, wie du es auf dem Theater ſahſt, und dir die Marke des Kriminalbeamten zeigen: „Mein Herr, Sie ſind verhaftet!“?

*

Digitized by Google

Du liegſt am Abend allein in deinem Bett. Aber mit wem könnteſt du hier liegen! Mit wem wirſt du vielleicht ſchon morgen hier liegen in dieſem kleinen unbekannten Zimmer, das du für eine Nacht, für zwei, drei Nächte beſitzeſt, bewohnſt — und dann nie wieder ſiehſt.

*

Wer iſt die Frau, die dir auf der Straße begegnet? der du durch fünf, ſechs Straßen folgſt, und die nun plötzlich in einem Haus verſchwindet? Du wirſt ſie nie in deinem Leben wiederſehen, und hätteſt ſie vielleicht geliebt. Sie iſt in dieſem Haus, während du hier ſtehſt. Sie legt vielleicht, ohne zu wiſſen, daß du hier draußen an ſie denkſt, ihren Mantel ab und ſagt irgend etwas, das niemand hört. Sie iſt vielleicht ganz allein.

Du warteſt noch ein wenig. Und dann gehſt du.

*

Man fährt nach München, Mailand, Paris. Wie aber heißen die Städte, an denen man vorüber fährt? Gibt es einen Menſchen, der nach Osnabrück fährt? Nun, ich habe neun Jahre in Osnabrück gelebt.

Und es gibt noch ganz andere Städte, kleine Stationen von zehn, zwölf Häuſern. Man fährt eines Abends vorbei. Man ſieht ein Licht, eine offene Tür, ein Wirtshaus, und ein paar Menſchen ſehen dem Zuge nach. Es gibt alſo Menſchen, die hier leben. Und es gibt Dörfer, zu denen man von hier aus gehen kann. Auch da Menſchen in ihren Häuſern um den Tiſch herum. Frauen und Männer, die ſich lieben

Digitized by Google

oder nicht lieben, die zuſammen leben, Kinder, die groß werden. Überall ſind ſolche Stationen, und hinter ihnen im Lande ſolche Dörfer. Überall ſind ſolche Häuſer, an denen man vorbeifährt, Menſchen, an denen man vorbeifährt.

*

Die Lokomotive entgleiſt, und man ſitzt eine Nacht lang im Warteſaal einer kleinen Station mitten in den Ardennen, nicht weit von Reims, auf dem Wege nach Paris. Ich habe den Namen vergeſſen. Von hier aus, von dieſer kleinen, ganz verborgenen Station aus fährt eine Kleinbahn. Wohin? Da wohnen Menſchen. Sie ſteigen in ihre Bahn und fahren. Wohin?

*

Durch eine kleine Station raſt der Nachtexpreß Petersburg-Berlin-Paris. Zwölf Wagen voll von Menſchen. Wir ſehen ihm nach. Eine rote Laterne. Die Schienen dröhnen. Ein Echo im Wald. Morgen früh iſt der Zug in Paris. Die Reiſenden ſteigen aus und ſind in Paris, gehen über die Boulevards, durch die Champs Elysées, ſehen die Seine und die Tour Eiffel.

In der kleinen Station geht ein Mann mit einer Mütze an einen Apparat und gibt ein Glockenzeichen. Dieſe Glockenzeichen, von all den kleinen Stationen, die er berührt, begleiten den Zug, eilen ihm voraus, warten auf ihn, begrüßen ihn und eilen weiter. Die kleine Station iſt nötig. Man fährt an ihr vorbei, und niemand weiß ihren Namen. Aber ſie iſt da und tut ihre Pflicht. Sie liegt? Zwiſchen Petersburg und Paris.

*

Digitized by Google

Eines Abends fährt der Nachtexpreß nicht mehr an ihr, an der kleinen Station vorbei. Was iſt geſchehen?

Es iſt Krieg.

Alle Gleiſe ſind geſperrt. Kein Zug verbindet Berlin und Paris. Die blanken Schienen, die über die Erde laufen, ſind unterbrochen, zerhackt und zerriſſen. Es gibt Grenzen. Es gibt keine Reiſen mehr. Kanonen rollen über die blanken Schienen. Es gibt nur noch Vaterländer. Unſere Mutter, Mutter Erde wurde gevierteilt. Sie rächt ſich und ſäuft das Blut ihrer Kinder.

*

Kleine Station — wann wieder gibſt du das Glockenzeichen, das den Nachtexpreß begleitet, Petersburg-Berlin-Paris? Das helle Signal des friedlichen Europas, das uns begleitet, treu und ſicher, uns Reiſende durch die Nacht von Heimat zu Heimat, Bürger Europas, auf der Fahrt nach Hauſe?

Digitized by Google

PARIS

1913

ICH WOHNE AUF DEM MONTMARTRE

In einer engen, grauen Straße, die Rue Henri Monnier heißt, nicht weit von einem kleinen Platz, auf dem es ein Gavarni-Denkmal und eine Station der Metro gibt.

Mein Hotel ist nicht groß, es ist eng und schmal, kaum eine Tür und drei Fenster breit, aber dafür ist es um so höher. Mein Zimmer liegt im fünften Stock. Es ist das kleinste Zimmer, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Der Tisch ist nicht größer als ein Tisch im Coupé. Wenn ich meine Briefmappe aufklappe, so ist er ganz voll, und ich muß, wenn ich schreiben will, mein Tintenfaß nebenan auf den Waschtisch stellen.

Das ganze Zimmer ist nicht viel größer als etwa doppelt so groß wie das Bett. Aber das Bett ist allerdings sehr groß. Es reicht von einer Wand zur andern. Es nimmt, wie ein kleines Zimmer für sich, den ganzen Hintergrund ein, von Wand zu Wand. Es sieht, weil es so von drei Wänden beschützt wird, geborgen und wie eine Zuflucht aus, wie eine kleine, weiche Höhle, in die man sich zurückziehen kann.

Ich bin ganz allein in Paris, ich kann nur wenig Französisch, ich war noch nie in einer so großen Stadt: mein kleines Zimmer ist meine Zuflucht, mein großes weiches Bett mein einziger Trost. Ich kann mich an das Fenster setzen und auf dem kleinen wackligen Tisch einen langen

Digitized by Google

Brief nach Hauſe ſchreiben. Aber lieber noch gehe ich zu Bett.

Als ich das Zimmer mieten ſollte, war es mir eigentlich viel zu teuer. Aber da ſah mich Madame, die Wirtin, unter ihrer weißen Haube freundlich und faſt etwas mitleidig an. Ich war noch ſehr jung, und ſie machte mir Mut. „Aber, Monſieur," ſagte ſie und beklopfte das Bett, „dafür können Sie dann doch auch Ihre Freundin ganz gut bei ſich wohnen laſſen. Das Bett iſt ja ſo groß, nicht wahr? Und ſehen Sie, dadurch wird es dann ſchon billiger."

Billiger iſt es nicht geworden. Ich habe keine Freundin, ich habe in ganz Paris keinen Menſchen. Ich habe nur das Bett.

Und erſt viele Wochen ſpäter, als ich ſchon längſt wo anders wohnte, merkte ich, daß mein kleines Hotel ein Abſteigehaus geweſen war.

JOË WELS

Ich liebe die franzöſiſchen Theater, in die man von der Straße aus hineingeht, wie in einen Garten. Man behält den Hut auf dem Kopf und ſtößt, wenn der Vorhang nicht aufgehen will, unwillig mit dem Stock auf die Erde. Ein Schauſpieler macht ſeine Sache gut — und man klatſcht ihm Beifall bei offener Szene.

Ich weiß, daß das die Stimmung zerreißt, daß man es in den ernſten und ernſt zu nehmenden Theatern nicht tut; ich weiß, daß die Theater in Deutſchland, in denen man kaum nach dem Aktſchluß klatſcht, viel ernſtere Arbeit leiſten und ſehr geſchloſſene, abgewogene, ich glaube, man ſagt auch „würdige" Aufführungen zu-

Digitized by Google

ſtande bringen. Ich weiß auch, daß die franzöſiſchen Schauſpieler, von dem Beifall bei offener Szene getrieben, ihre effektvollen Stellen aufſagen, ihre Bombenrollen hinlegen, wie ein Tenor ſeine Arie ſingt. Aber ſie ſingen ihre Arie manchmal verteufelt ſchön. So ſchön, daß ich allen wohl überlegten Theorien zum Trotz mitklatſche bei offener Szene, wie die andern.

„Dans cette minute je perds l'amour de mon mari. In dieſer Minute verliere ich die Liebe meines Mannes.“ Das iſt ein Satz, wie es viele Sätze gibt. Aber die Schauſpielerin, die ihn ſagen muß, ſagt ihn ſo, daß das ganze Theater mit Beifall losbricht, wie auf Kommando. Es iſt wohl nicht einer da, der nicht klatſcht und ruft. Sie iſt in dem Stück eine böſe Intrigantin, die rings im Kreiſe lügt und betrügt, aber ſie ſagt dieſen Satz ſo hoffnungslos, ſo hilfeflehend, daß man ihr alles Mitleid der Erde um ihre ſchuldbeladenen Schultern, wie einen Mantel, legen möchte. Sie ſagt dieſen Satz durch drei Oktaven. Ganz hoch, wie oben in einer Ecke der Bühne, fängt ſie an und ſagt von Stufe zu Stufe, vom Himmel in die Hölle fallend: „Dans cette minute“ und bei „l'amour“ iſt ſie ſchon unten in der Hölle, unten ganz rechts bei der äußerſten Rampe. Man klatſcht ſo lange, bis ſie noch einmal, wie ſchon beim erſten Male, die Hand erhebt, fallen läßt und ſelber beinahe fällt und wieder mit denſelben Tönen, demſelben Geſicht und derſelben Verzweiflung denſelben Satz beginnt, durch drei Oktaven. Und wieder raſt derſelbe Beifall.

Später fragt ihre Freundin, die ſie betrogen, deren Glück ſie mit Lüge, Verleumdung und

Digitized by Google

allen Schikanen in Grund und Boden ruiniert hat, ſie, die Entlarvte: „Pourquoi?“ Warum? Warum haſt du mir das getan? Sie ſteht ihr ſprachlos gegenüber, macht zwei, drei halbe Bewegungen mit den Armen, als ob ſie auf ſie zugehen wollte, wendet ſich ab und ſagt ganz leiſe: „Parce que je t'aime.“ Weil ich dich liebe. Weil ich dich liebe, habe ich dein Glück zerſtört, weil ich dich liebe, habe ich gelogen, betrogen, intriguiert und uns alle zugrunde gerichtet. Nichts als „parce que je t'aime“. Das iſt alles. Und wieder klatſcht man Beifall, ruft und ſchreit, bis die beiden Schauſpielerinnen (aber das iſt wahr) dieſelben Stellungen einnehmen wie vorher und ihre Szene wiederholen, wie man einen Refrain wiederholt. „Pourquoi?“ mit zitternden Lippen und mit denſelben zitternden Händen: „Parce que je t'aime“, weil ich dich liebe.

Und man glaube nicht, daß das zweite Mal irgendwie weniger geweſen wäre als das erſte.

Aber mehr noch als die Theater liebe ich die Varietés. Sie heißen „Café concert“ oder „Muſik hall“. Da tritt ein dramatiſcher Sänger auf. Er ſingt die „Glocken von Corneville“. Dann kommt ein Nigger mit Niggerſongs. Eine Diſeuſe, vier English girls, ein Mann auf dem Drahtſeil, und endlich das Beſte: ein Exzentric mit einem Hammer und einem Nagel, den er ſich ſchließlich ſelbſt in den Kopf haut. Er hat es eigentlich gar nicht nötig, er iſt ein Jongleur, der ſehr viel kann, aber die Melodie, die ihn begleitet, ſolange er arbeitet, ihn begleitet, von dem Moment an, wo er da iſt, unaufhörlich ihn begleitet, immer dieſelben albernen, unaus-

Digitized by Google

denkbar albernen Takte, dieſe Muſik iſt ſo, man muß das begreifen, daß er ſchließlich nicht anders kann, als ſich den Nagel in den Kopf hauen. Ich habe noch nie in meinem Leben ſo gelacht, wie in dieſen kleinen, abgelegenen Varietés.

Hinten im Promenoir iſt ein Büfett, da kann man während der Vorſtellung trinken und plaudern. Und an den Wänden ſind große Spiegel, in denen man die helle Bühne und den verdunkelten Zuſchauerraum noch einmal und immer noch einmal ſieht. Die ſchönſten von dieſen kleinen Theatern ſind in der rue de la Gaîté, aber auch auf dem Montmartre gibt es welche.

Ich ſitze im „Caſino Montmartre“. Da koſtet ein beſſerer Platz etwa dreißig Sous, und dafür bekommt man dann noch die Conſommation. Das iſt ein Glas Bier oder ein Likörglas mit vier kleinen Kirſchen und etwas Likör. „Des cerises“ heißt das, und ſo ſieht es auch aus.

Auf dem Programm ſtehen die Artiſten in der Reihenfolge ihres Ruhmes. Nr. 1 iſt ganz unbekannt, Nr. 15 iſt ſehr berühmt. Nr. 1 iſt Joë Wels. „Debut.“ „Erſtes Auftreten.“ Und auf die Bühne ſtolpert ein Junge von ſiebzehn oder achtzehn Jahren. Er hat ſich für all das Geld, was er hatte, elegant gemacht, ſo elegant wie möglich. Aber es war offenbar nicht ſehr viel, was er hatte, und ſo beſteht ſeine Eleganz vor allem und in der Hauptſache darin, daß er ganz tadellos friſch gewaſchen und ganz fabelhaft friſch gekämmt iſt. Sein ganzes Geſicht ſtrahlt weiß und rot, blond, die zurückgekämmten Haare, ſchwarz, wie ſchwarzer Sammet, die

Digitized by Google

Augen. Er weiß nicht, wo er mit ſeinen Händen, er weiß überhaupt nicht, wo er bleiben ſoll. Aufgeregt macht er ein paar Verbeugungen. Etwas zu tief und etwas zu ſchnell, und mitten in einer ſolchen Verbeugung, ganz unerwartet, fängt er an:

„J'étais alors aux Etats Unis
Aux bords fleuris
Du Missouri."

Jedesmal ſetzt er etwas zu ſpät ein. Jedesmal iſt das Orcheſter ihm einen Achteltakt voraus. Aber er holt es ein. Er ſingt ganz raſch, und am Ende jeder Zeile iſt er dem ganzen Orcheſter jedesmal ein wenig, einen Bruchteil eines Taktes voraus. Dann macht er ſchnell den Mund zu, ohne Atem zu holen, und hat noch immer keinen Atem, wenn er ſchon wieder anfangen muß. Seine großen, ſchwarzen Augen glänzen, als ob ſie weinen wollten. Die roten Lippen bewegen ſich leiſe, wenn er eine Pauſe hat, als ob ſie ſich den Text aufſagten:

„J'ai désiré moi même à mon tour."

Und dann ſetzt er atemlos doch wieder einen entzückenden Achteltakt zu ſpät ein. Die Hände ſteif an den Hoſen. Ganz vorn an der Rampe. Alle mühſam gelernten Bewegungen hat er vergeſſen. Und wenn ihm eine einfällt, iſt es zu ſpät.

Sonſt ſingt man, es iſt ein bekanntes Lied:

„Tout le long — le long — du Missouri — —"

Die letzte Silbe ganz lang, ganz lang gezogen. So wie er hat das noch niemand geſungen. Eigentlich iſt es ja wohl ganz falſch, aber wir ſind doch alle entzückt. „Oh le petit! Comme il est joli! Cette bouche rose! Dieſer rote Mund!"

Digitized by Google

Alles applaudiert. Ein Rieſenbeifall. Mit verlegenen Verbeugungen ſtolpert er aus den Kuliſſen. Noch einmal. Und zum drittenmal. Mit einem einfach bezaubernden Lächeln, er iſt ja ſo glücklich, er lacht vor Freude, fängt er ſeine Zugabe an. Das Publikum hat einen neuen Liebling.

JARDIN DU LUXEMBOURG

Man geht durch ſteinerne, ſtaubige Straßen, endlos an einer Mauer entlang, man tritt durch ein Tor und iſt in einem Garten.

Sonne. Und tauſend Kinder zwiſchen den Bäumen. Reiche und Arme. Die Armen haben keinen Tennisſchläger, und in ihrem Ball iſt ein Loch. Aber dafür haben die Reichen Gouvernanten.

Ich ſitze am liebſten dem Karuſſell gegenüber. Es iſt das Karuſſell, von dem Rilke ſagt:

„Ein Rot, ein Grün, ein Blau vorbeigeſendet
Und dann und wann ein weißer Elefant."

Ich habe zehn Sous in der Taſche, und nun ſitzen plötzlich zwiſchen den vornehmen und eleganten kleinen Mädchen und den Knaben mit weißen Matroſenanzügen drei, vier arme, ſchmutzige Jungens. Immer ſitzen ſie auf den ſchönſten Pferden, und immer haben ſie nachher die meiſten Reifen. Die kleinen Fräuleins ſind ganz indigniert. Aber meine drei Freunde ſchwenken ſtolz ihre Reifen zu mir herüber. Das Proletariat hat mal wieder geſiegt.

Beim Kaſperltheater ſind die ganz Kleinen. Manchmal noch auf dem Arm getragen. Aber in den Pauſen geht die Konverſation wie im

Digitized by Google

Foyer eines richtigen Theaters. Ein Winzilein auf dem Arm ſeiner Bonne, vielleicht zwei oder höchſtens drei Jahre alt, wendet ſich um, während einer komiſchen Szene: „Mais c'est rigolo ça! Regardez donc!“ Todernſt. Wie eine Herzogin. „Das iſt aber komiſch! nein, ſehen Sie nur mal!“

LOUISE PORET IST ERMORDET

Ich komme von einer durchfeierten Nacht, es iſt früh am Morgen, fünf oder ſechs. Ich bin durch ganz Paris gegangen. Vom Montmartre hinunter zum Mont Parnasse. Am Louvre und an den Hallen vorbei. Über die Boulevards und über die Seine. Immer zu Fuß. Von Ecke zu Ecke. Durch manche Straße gehe ich ganz allein. Auf dem Boulevard ſind noch allerlei Leute. In den Hallen wird ſchon gearbeitet. Tauſend Wagen haben Gemüſe und Blumen, Fiſche und Fleiſch in die Stadt gebracht. Neben einem Berg von Blumenkohl liegt ein anderer Berg von Roſen.

Irgendwo im Quartier Mont Parnaſſe, gerade als ich nach Hauſe gehen will, ſagt mir jemand an einer Ecke: „Wiſſen Sie, wer ermordet iſt? Louiſe Poret iſt ermordet.“ Ich kenne Louiſe Poret gar nicht.

Vor einem Hauſe in der Rue Daguerre, das nicht anders ausſieht als andere Häuſer, ſtehen ein paar erſchrockene Nachbarn und in der Tür zwei Poliziſten. Man hält mich für einen Zeitungsreporter. Ich zeige noch einen bayriſchen Paß, auf dem ein blauweißer Löwe droht, und darf in das Haus, das abgeſperrt iſt.

Viel zu ſehen gibt es nicht. In den Zeitungen

Digitized by Google

ſteht nachher viel mehr. Sie liegt in einem roſa Hemd in ihrem Schlafzimmer vor dem Bett. Sie hat ein wenig Schaum vor dem Mund, und der Hals ſcheint angeſchwollen. Das ganze Geſicht ſcheint angeſchwollen oder aufgedunſen zu ſein. Sie liegt auch ſchon drei Tage ſo.

In den Zeitungen ſteht viel mehr. Da ſteht: Die Nachbarn hätten am Sonntag abend (am Sonntag Abend iſt ſie ermordet) wohl allerlei Geräuſch gehört, Geräuſch etwa wie von einem Ringkampf und auch das Fallen eines Körpers, aber ſie wären das gewohnt gewesen. Fräulein Poret, ſagen die Zeitungen, gehörte nämlich zu jenen Damen, die die Gewohnheit haben, nach dem Diner, ſpät am Abend, noch auszugehen. Und zwar allein. Die aber die Gewohnheit haben, nicht allein wiederzukommen. Jawohl, Fräulein Poret war eine Kokotte, aber eine, wie ſoll man ſagen, eine von den ſolideren. Sie hatte eine ganze Anzahl ſozuſagen feſter Freunde.

Ein alter Herr aus Verſailles zum Beiſpiel, ein »gros bourgeois de Versailles« ſagt die Zeitung, hatte die feſte Angewohnheit, jeden Mittwoch zu ihr zu kommen. Gewiſſermaßen ein ſtiller Vertrag. Und der Tag, an dem man Louiſe Poret vor ihrem Bett gefunden hatte, das war nun gerade ſolch ein Mittwoch. Um fünf Uhr kam der alte Herr. Im Zylinder und mit Gamaſchen, hübſch und aufgeputzt und friſch friſiert, wie eben ſo ein alter Herr auszuſehen pflegt, der nach Paris hineinfährt. Eine Blume im Knopfloch. Ein Bukett in der Hand. Er ſchellt. Mit zittriger Hand schellt er bei der Toten. Er freut ſich ſchon, er iſt gut aufgelegt

Digitized by Google

und will ein wenig rigolieren, will ſie mit einem Späßchen begrüßen. Er drückt ſich hinter die Tür an die Wand, ſo daß ſie ihn nicht gleich ſehen kann, wenn ſie öffnet, und ſagt: »Coucou!« als die Türe aufgeht. »Coucou!« ſagt er und hält dem Kriminalkommiſſar, der die Tür öffnet, ſein Bukett vors Geſicht.

»Coucou,« ſagt er, und drinnen liegt die Tote. Noch immer ein wenig Schaum vor dem Mund, ein wenig aufgequollen. Es iſt ſo heiß. Der alte Herr aus Verſailles muß ſich ſetzen. Es iſt ihm ein wenig ſchwach geworden. Er ſieht das Bett, das Hemd, auf der einen Hand läuft eine Fliege.

Der Kommiſſar will ihn vernehmen. Aber ihm iſt noch immer nicht ganz wohl. Er ſitzt noch immer auf ſeinem Stuhl, Bukett und Zylinder in der Hand, als ob er gratulieren wollte.

ICH WOHNE IN MEUDON

Meudon liegt dicht bei Paris, von der Gare Montparnasse aus fährt man nur ſiebzehn Minuten. Mein Haus liegt mitten in Gärten. Von meinem Fenſter aus, das ſich ins Weinlaub öffnet, ſehe ich hinunter, über die Hecken und Mauern hinunter zur Seine, und über der Seine den Wald von Boulogne und hinter dem Wald den Mt. Valerien, zu dem der große, grün beſäumte, ſilberne Bogen der Seine führt. Aber nach Oſten nur eine kleine Wendung, und ganz Paris liegt vor mir, vor meinem Fenſter, das über den Gärten und über der Stadt hoch oben am Dach in ſeinem Weinlaub, wie eine Gondel am Himmel, hängt.

Digitized by Google

Dies ist dieselbe Aussicht, die man hat, wenn man auf der Terrasse von St. Cloud oder auf der von Meudon steht: Hinter Gärten und hinter der Seine, hinter vereinzelten Vorstadthäusern, hinter den Ausläufern des Bois de Boulogne und einem einzelnen Fabrikschornstein: grau und schwarz und weiß ein Häusermeer. Hügel hinauf und wieder hinunter, Fluß entlang und über den Fluß hinüber, Brücken über dem Fluß und über den Häusern grün und golden und in der Sonne blitzend Türme und Kuppeln und tausend Spitzen und Bögen. Eiffelturm und das große Rad, Trocadero und Etoile, Invalides und Madelaine und in der Mitte Notre Dame. Aber was nützen all die Namen? Alles ist unbeschreiblich groß. Und über allem, jenseits des Meeres über dem Gipfel des Montmartre, über den höchsten Häusern, fast schon im Himmel, leuchtend weiß wie eine Moschee: »Sacré cœur«, die weiße Kirche, über dem Grau und Schwarz und Grün der tausend Dächer unwahrscheinlich und märchenhaft wie eine sonnendurchstrahlte Wolke. Plötzlich verdunkelt sie sich. Droht ein Gewitter? Über den Dächern zittert heiß die Sonne.

Mein Haus liegt an einem Gartenweg, »Sentier«, heißt er »des voisinoux«. Ich gehe ihn langsam hinauf bis zur „Terrasse". Da hat ein Schloß gestanden, ich weiß nicht, wann, ich weiß auch nicht, wann und warum es zerstört ist. Ich gehe vorbei in den Park, in den Wald und bis an den Rand des Waldes — da beginnen die Felder. Da beginnen die Felder und Wiesen und die Chausseen. Wie auf dem Lande. Wie in der Provinz. Niemand glaubt, daß dort hinten Paris liegt.

Digitized by Google

Es ist sehr heiß. Die Chaussee ist sehr staubig. Ich rette mich in einen Wirtshausgarten. Garten? Nur das Haus gibt Schatten. Es ist kein Ausflugsort, nur ein Wirtshaus an der Chaussee. Aber es hat seine Gäste: die, die vorbeigehen, die diese heiße Straße wandern müssen; Radler aus Paris, Arbeiter, Bauern. Es ist Sonntag, und ein Arbeiter ist betrunken. Er hält Reden. Niemand hört auf ihn. Er wendet sich schließlich nur noch an mich, steht auf und singt die Marseillaise. Er fordert mich höflich auf, mitzusingen, bestellt einen Schnaps für mich und stößt mit mir an. Dann wackelt er langsam zur Pforte auf die Chaussee. Mit erhobener Hand: »C'est vrai, c'est vrai! Le soleil c'est le roi de l'univers.«

Das Land glüht. Heiß, wie gebacken, liegt die Chaussee. Niemand wagt sich hinaus. „Der Sonn'," sagt er, „das ist der König der Welt."

Digitized by Google

WORTE

Ich habe immer irgendein Wort, das ich beſonders zärtlich liebe. Irgendein losgeriſſenes Wort, ohne Zuſammenhang und ohne Bedeutung. Zum Beiſpiel: Tränenüberſtrömt. Einmal war es Ebene, Abend, Knabe einmal und einmal ſiebzehnjährig. Wie ein ganzes Buch iſt ſolch ein Wort, wie ein noch nicht geſchriebener Roman, wie ein Bild, das noch nicht alt iſt.

Ich wohne in München, in einer kleinen Kammer. Über meinem Bett hängt ein Bild von Henri Rouſſeau: »La tour Eiffel et Trocadero.« Eines der ſchönſten Bilder, die ich kenne.

Unter einer Brücke fließt die Seine. Dunkle Schiffe liegen an der Mauer. Kuppel und Türme des Trocadero ſtehen regungslos aufgetürmt und wie verſchleiert. Der Eifelturm wächſt aus einem Gebüſch. Gebüſch iſt auch an den Ufern der Seine. Darüber der Himmel und am Himmel der Mond. Die Wolken ſind ausgerandet, wie auf dem Theater. Sie und der Himmel ſchweben mit leichten Farben roſa, gelb, bläulich-weiß und grün über dem dunkleren Grün, dem Braun und dem Schwarz der Häuſer, des Turms und der Brücke. Braun ſind die Steine der Brücke und braun die dunklen, dichten Gebüſche. Als fühlte man die regungslos ſtehende Luft des warmen Abends, als hörte man Nachtigallen aus dem Gebüſch, als triebe der Mond durch die Wolken und unter der Brücke leiſe im Waſſer aufrauſchend ein Kahn.

Dies Bild lebt, iſt lebendig. Unmerklich verändert es ſich. Abends komme ich ſpät nach Hauſe. Müde von all den Feſten, es iſt Karneval, oder

Digitized by Google

auch müde von meiner Arbeit. Ich entzünde meine kleine Kerze, Licht und Schatten fallen auf das Bild. Jeden Abend ist es anders, stiller, reifer, schöner geworden.

Wie diese ganz vollkommenen Bilder, die in sich selber reifen und in uns, ohne zu Ende zu kommen, so ohne Ende und doch vollkommen sind auch die einzelnen Worte, die ich liebe, ohne Ende und ohne Grenzen, grenzenlos wie unser eigenes Herz. Wie eine Schale, in der noch nichts liegt, in die wir alles legen können. Wie eine Landschaft, die noch leer ist, in der aber jeden Augenblick die unglaublichsten Dinge geschehen können, unwirklich und wirklich, wie in unserm Herzen.

Ebene — Abend — tränenüberströmt —

Fühlt ihr nicht mit mir den ganzen Jammer? Kindlich unschuldigen, fassungslosen Jammer? Tränen Verliebter, weinende Freunde, Abschied und Trennung? Was wir alle ach so oft erlebten. Roman für Roman und alle unbeendet.

Noch bis zum Bahnhof hat er seinen Schmerz verbissen, stumm und mit vorwurfsvollen Augen. Aber als der Zug davonfährt und der andere am Fenster — steht er plötzlich hingerissen, mit zurückgeworfenen Händen, hilfslos, tränenüberströmt.

Digitized by Google

FREMDE VERSE

Im Sommer 1914, einige Wochen vor Ausbruch des Krieges, fuhr ich in einem kleinen D-Zug, der zwiſchen Berlin und Bremen lief.

Im Speiſewagen dieſes Zuges bekam man (und bekommt man auch noch heute) einen guten franzöſiſchen Rotwein. Ich ſah aus dem Fenſter und blätterte in der Karte, die mir der Kellner aufmunternd zuſchob.

Draußen drehte ſich das Land vorbei, in dem ich aufgewachſen bin. Heide, Felder, Kartoffelfelder, ein kleiner Wald und wieder ein kleiner Wald und hinter einem Hügel, den wir Kinder Berg nannten, obwohl er kleiner als ein Hügel war, und hinter einem größeren Wald ein Kirchturm. Und vorn ein Bauernhaus. Und dann die gleiche Landſchaft noch einmal und noch einmal und immer wieder, bis man nicht mehr weiß, wo man iſt, und mit dem müdberuhigenden Gefühl, eigentlich ſchon zu Hauſe zu ſein, immer noch weiter nach Hauſe fährt.

Paris, das Paris des heiligen Henri Rouſſeau, und dieſe norddeutſchen Kartoffelfelder vor den Toren grauer Fabriken — gibt es Landſchaften, die ſchöner, menſchlicher und heimatlicher ſind?

Indeſſen hatte ich bemerkt, daß die Speiſekarte beſchrieben war: zwiſchen den Anzeigen, kaum zu leſen, vom Rütteln des Wagens durcheinandergeworfen, eine gekritzelte Bleiſtiftſchrift:

Gegenüber ſitzt mir die Bekanntſchaft,
Die ich ſicher nachher machen werde.
Gäb' es hier im Speiſewagen Pferde,
Ritt' ich jetzt in dieſe Abendlandſchaft

Digitized by Google

Tief hinein. Soweit das Pferd noch liefe,
Durch den Wald und über einen Fluß,
Und den Fluß entlang,
Bis zu einem Dorf, und ſtiege ab und ſchliefe.

Über der Tür des Reſtaurants ſtand in frecher, lateiniſcher Schrift: „Rauchen verboten“. Auf der Karte in einer Ecke fanden die Verſe ein raſches Ende:

Und ſtatt deſſen ſitz' ich hier im Speiſewagen
D-Zug 110 Berlin nach Bremen,
Darf nicht rauchen, nicht mal † † † ſagen.
Gott, man ſollte ſich das Leben nehmen!

Wer mochte das geſchrieben haben? Ich fragte den Kellner. Er wüßte es nicht. Da ging ich, ihn ſuchen, den Zug entlang. Ich ſah in alle Coupés hinein, von Wagen zu Wagen, von Tür zu Tür. Da ſaßen lauter fremde Geſichter. Fremd und verſchloſſen, würdevoll und häßlich. Ich getraute mich nicht, eines zu fragen.

Ging lieber zurück in meinen Wagen zu einer zweiten Flaſche Rotwein. Die Karte mit den gefundenen Verſen legte ich vor mich auf den Tiſch. Und während draußen die geliebte Gegend ſich langſam in den Abend drehte — Häuſer mit erſten Lichtern kamen, Arbeiter kamen vom Feld nach Hauſe — ſuchte ich mir von allen Seiten der zerknitterten Speiſekarte die verlorenen Verſe zuſammen, fand auch noch einen anderen Schluß, und nun hieß das Ganze anders:

Gegenüber ſitzt mir die Bekanntſchaft,
Die ich ſicher nachher machen werde.
Gäb' es hier im Speiſewagen Pferde,
Ritt' ich jetzt in dieſe Abendlandſchaft
Tief hinein. Soweit das Pferd noch liefe.

Digitized by Google

Durch den Wald und über einen Fluß,
Und den Fluß entlang —
Bis zu einem Dorf
Und ſtiege ab
Und ſchliefe.

Früh am Morgen dienert der Wirt mich wach.
Über die Felder wieder und durch den Wald.
Mittags einmal mit dem Gaul in die Schwemme.
Einem — und einem andren Wege nach.
Bis ich nach Hamburg käme —
Oder nach Wien? Oder London?

*

Wo mag der ſein, der dieſe Verſe ſchrieb?
Damals waren wir uns ſo nah. Allein im D-Zug
wie auf einer Inſel.
Heute? Wo biſt du? Wenn du noch lebſt?

Digitized by Google

IM FELDE

1916

APOLOGIE

Wir sind Soldaten. Wir sollen unsere unruhigen Herzen trösten mit dem Gedanken, daß es in diesen Tagen unsere Pflicht ist, Soldat zu sein, und daß wir, da wir Soldaten sind, auch all unsere menschlichen Pflichten erfüllen, wenn wir die Pflicht des Soldaten erfüllen. Mehr von uns zu verlangen hat niemand ein Recht.

Ihr sagt so, und unsere Müdigkeit sagt so. Aber unsere Herzen glauben euch nicht.

Wer hätte den Mut, zu Cervantes, als er Soldat war, zu sagen: „Du füllst deinen Posten aus in deiner Armee, wie in der Welt; niemand darf mehr von dir verlangen." Wer hätte den Mut zu so beleidigender Lüge? — Er hatte wahrhaft noch andere Pflichten als die des Soldaten. Gott und die Welt verlangten noch mehr von ihm. Sein unruhiges Herz verlangte mehr.

Ihr sagt: „Weil er ein Dichter war." Was heißt denn „Dichter sein"? Vor allem „Mensch sein". Mensch im Quadrat sein. Weiter nichts. Weil er ein Mensch war, verlangte Gott mehr von ihm als einen Soldaten.

Und glaubt ihr, Pascal oder Heine oder sonst einer, dem zu gleichen sich lohnte, glaubt ihr, sie hätten an diesem Telefon, in diesem Lazarett, in diesem Graben ihr Herz beruhigt: „Du tatest genug?"

Und wir? Was glaubt ihr von uns?

Digitized by Google

Wir ſind Soldaten. Aber unſere Herzen ſind unruhig. (Wie deines, Kamerad!)

*

Was ſoll ich tun?

Auch meine Pflicht (und Luſt) iſt, mehr zu tun als dieſes Telefon bedienen und dies Gewehr und dieſen Balken tragen. Mein Herz will mehr.

Ich habe nichts in der Welt gelernt, als auf dies Herz zu hören. (Und was ihm einfiel, aufzuſchreiben.)

Soll ich es heute, mein Herz, verſchließen?

*

Aber es gilt nur, eins zu tun. Nur eins iſt notwendig. Und jeder weiß es: den Krieg beenden!

Nichts anderes gilt vor Gott und vor unſerem Herzen als dies: Den Krieg beenden. Das Elend heilen. Nur dies. Nichts anderes kann unſere Schuld verringern. Nur dies, nichts anderes will unſer Herz.

Was gibt es da zu reden? Jeder weiß es. Oder blieb irgendwo ein Herz verſchloſſen?

Durch dieſe finſtere Nacht rufen ſo viele Stimmen. Die fernen Stimmen der Verſchollenen. Das Weinen der Kinder. Das Wimmern der Kranken, ihr Seufzen und Schweigen, ihr armes, ungetröſtetes Verſtummen. Und ſchrecklicher als alles der Schrei der Angſt, der einſame Schrei der Todesangſt, den niemand hört. Den niemand hört? In jeder Nacht hört ihn das atemloſe Herz, das kleine Vogelherz der Mutter. O tränenloſe Angſt, Entſetzen! Jede Nacht!

So viele Stimmen rufen Tag und Nacht. Gibt es ein Herz, das ſie nicht hört? Sie rufen:

Digitized by Google

„Verzweiflung, Schmerz! Empörung! Aufruhr!“ Kein Wort und keine Predigt ruft wie ſie. Wer dieſe Stimmen nicht hört, hört nichts. Er iſt verloren. Er iſt mehr als tot. Ihn weckt keine Predigt und kein Geſang.

Es hilft nichts, zu predigen. Es hilft nichts, zu ſingen. Furchtbare Stimmen erfüllen die Luft. Was hilft ein kleines Wort? Die eitle Rede? Was ſollen (eitelſte der Eitelkeiten!) armſelig eitel aufgeſchriebene Worte? Oh, du verbrecheriſcher Hochmut! Erſtarrtes Feuer! Schändliche Beruhigung! Nichtswürdiges Spiel mit Worten, wo iſt deine Hilfe? Was riefſt du mich, verräteriſches Herz? Wir ſind nichts wert, wenn wir nicht helfen können.

*

Ich habe meine kleine Kerze angezündet. Es iſt Nacht. Aber draußen leuchtet der Mond. Und die Tür iſt geöffnet. Ich höre noch andere, leiſere Stimmen und eine andere Melodie. Ich höre noch viel, und ich ſehe noch viel, und nun weiß ich, was mein Herz von mir will. Eine leiſe Muſik hat wieder begonnen.

Ich vergeſſe den Schrei der Angſt nicht. Nie! Er durchtobt mein Gehirn. Es gilt zu helfen.

Aber ich höre ein Zwiſchenſpiel. Eine geſpenſterhafte, irre Muſik. Zarte und traurige Töne dieſer verſchollenen Welt, in der wir Soldaten leben, zwiſchen verlaſſenen, einſamen Häuſern und verlaſſenen, einſamen Menſchen, in einem fremden Land, unter Mond und Stern.

Die ſüßen Bilder der Erinnerung, überſtrahlt vom Licht verſunkener Sonnen. Ihr lieben Ruinen! Wer will euch vergeſſen?

Digitized by Google

Die Gegenwart iſt ein phantaſtiſcher Traum. Die Menſchen erlogener als die Geſpenſter. Lebendig und zweifellos nur die Vergangenheit — lebendig von unſerem eigensten Blute. Und das ewige Lied: „Es war, es war“. Hinter jeder Mauer blühen unſere Gärten. Über jedem Wachtpoſten leuchtet der Mond.

Du glaubſt, wir träumen? Wir träumen zu viel?

Aber höre wohl zu! Du hörſt (vielleicht) die Zukunft. Im Gelärm der Kanonen hörſt du ſie nicht, nicht in der Schlacht und nicht im hohlen Gedonner der eitlen Rede, nicht im kriegeriſchen Lied, auch nicht in eurer klugen Berechnung. Nicht im Geſang, nicht im Gebrüll der Macht. Die Macht iſt ohne Gott und ohne Zukunft. Und wer ſie erſtrebt, iſt ohne Gott.

Aus unſeren Träumen, aus unſeren verſchloſſenen Gärten, aus dieſen Ruinen, aus dieſen verirrten Geſpenſtern, aus dieſen vertriebenen, elenden Menſchen beginnt die gequälte Erde ihr neues Lied. Hier iſt die Zukunft. (Denn hier iſt die Vergangenheit.) Hörſt du die leiſen Stimmen? Sie zittern noch in der Kälte des neuen Tages. Ach, meine Stimme gleicht ihnen nicht. Meine erlogenen Worte ſind eitel, ſanft und zu ſchön. Sie ſchmeicheln dir. Laß dich nicht täuſchen! Hör auf die leiſeren Stimmen! Höre dich ſelbſt!

Erinnere dich der Worte, die ich verſchwieg! Und vergiß nicht, warum und wie angſtvoll erlogen jedes Wort iſt, das ich ſchreiben kann, ohne zu weinen.

Und daß wir ſchweigen, — wenn uns die Stimme verſagt.

Digitized by Google

Wie lange ſchon ſtehen wohl dieſe Häuſer in ihrer Straße nebeneinander? — Nun fehlt plötzlich eins in ihrer Reihe und da noch eins — und da eine ganze Reihe. Ob ſie zerſchoſſen ſind? Ob ſie vor Alter zerfielen? Oder nur weil ſie ſo unbewohnt von ihren Menſchen verlaſſen ſind? Auch die Nachbarhäuſer fallen ſchon faſt. Nur die kleinen, die noch bewohnt ſind, halten ſich aufrecht und umſtehen den Markt.

Früher ging man durch dieſe Straße, ohne zu wiſſen, wie hoch und ſchön man über Tal und Abhang ging. Jetzt iſt da ein zerfallenes Fenſter; zwiſchen den Mauern wuchert Geſträuch; und über die Steinhaufen ſiehſt du hinweg hinunter ins Tal und hinüber ins Land. Da zieht eine Straße den Hügel hinauf, an einer Ferm vorbei zu einem Dorf, zu einem Schloß, oder in den Wald. Ganz hinten aber, hinter der Höhe fährt die Bahn, die nach Hauſe fährt. Du kannſt ſie nicht ſehen, die Bahn; aber du weißt: dort fährt ſie. Da ſtehen die Soldaten, die aus „dem Graben“ kommen. Lange ſtehen ſie nicht, dazu ſind ſie zu müde. Aber am nächſten Fenſter ſtehn ſie ſchon wieder.

Die ſchönſte Ausſicht hat die eine Latrine. Die liegt ganz hoch am Abhang hinter der Kirche. In einem Garten, zwiſchen Stachelbeerſträuchern. Dort kann man ſitzen. In langer Reihe.

(Sie wiſſen nicht, was das iſt „Latrine“? Die Latrine iſt das W.-C. des Soldaten. Mehr will ich nicht ſagen. Sie können ſich's denken. Man ſitzt, ich ſagte es ſchon, in langer Reihe.)

Digitized by Google

Wir ſaßen — und ſahen ins Tal hinunter. (Sie glauben, an ſolch einem Ort hat die Schönheit ein Ende? Sie glauben vielleicht, ich ſchwiege beſſer? Dann kennen Sie uns Soldaten nicht. Dann kennen Sie unſer Leben nicht.)

Wir ſaßen — und ruhten uns aus. Vom Marſchieren müde, vom Schanzen müde, müde — ſogar vom Schlafen müde.

Im Morgenhimmel der blaſſe Mond. Und da und da ein Stern, und noch ein Stern. Im Tale dampfen die kleinen Kamine blau und warm in den Nebel hinein. Vom Mühlenwehr rauſcht der Fluß herauf. Noch iſt kein Dach, keine Mauer zu ſehen. Und nur die kleine, uralte Brücke hebt ihren ſchweren Elefantenrücken ungetüm über dem wirbelnden Waſſer. Um uns die Gärten triefen von Tau, grün und grau den Abhang hinunter, zwiſchen Hecken und hohen Mauern.

Fernher weht plötzlich ein leichter Wind. Der grüne Himmel iſt roſa geworden. Nun wird er rot und die Sonne kommt. Die Gärten ſtrahlen im Licht. Die Wieſen dampfen. Die Nebel verwehen. Der Rauch ſteigt leichter, höher und himmelhoch. Und über die Brücke reiten die erſten Reiter.

Haben die Vögel nicht ſchon geſungen?

Einer von uns ſteht auf der Treppe. Laut, wie er kann, ſingt er hinunter (ob ich die Worte noch richtig weiß?):

Der Morgen, der iſt meine Freude.
Da ſteig' ich in früheſter Stund'
Auf den höchſten Berg in der Weite.
Grüß' dich, Deutſchland, aus Herzensgrund!

Digitized by Google

Stolz und zärtlich jubelt die Melodie:

Grüß' dich, Deutſchland, — aus Herzensgrund!

Die franzöſiſche Sonne war nicht betrübt, die franzöſiſche Brücke war nicht beleidigt, die franzöſiſchen Vögel jubelten mit.

Und wo war in Deutſchland — und in der Welt — wo war ein Morgen, der ſchöner war?

*

Einen Abend weiß ich noch.

Ich ſtand auf Poſten an der Kirchenmauer. Die Abendhörner hatten ſchon gerufen. Die ſtillen Straßen wurden nun noch ſtiller. Über die Elefantenbrücke raſſelte ein verſpäteter Wagen. Rufen und Rädergeroll verklang in der Nacht.

Als ich wiederkam, ſtand der Mond am Himmel. Silbern die Ränder der langſamen Wolken; ſilbern leuchtete da der finſtere Wald, der Fluß, der Nebel, die ſtille Straße. Und unter mir aus dem Latrinengarten hob laut und klagend wie eine Flöte ein reines Lied zu ſingen an. (Ich kenne die Worte wieder nur halb. Ich glaube, ſie ſind von Paul Verlaine?):

La lune blanche
luit dans les bois.
De chaque branche
part une voix
sous la ramée —
Oh bien aimée.

Und der zweite Vers:

Oh, l'heure exquise!

Zitternd klang die ſüße Klage über das arme, verlaſſene Tal, über das arme, verlaſſene Land.

Digitized by Google

Schon einmal hörte ich ſie. Das war in Paris. Mit der ſtrahlenden Untergrundbahn waren wir zum Montmartre gedonnert. Nur wenige Schritte über den Berg — und Glanz und Lärm der Stadt war verſunken. Still ſaßen wir im Dunkeln vor einer Kneipe. Nur an der Ecke hing eine Laterne. Auch ſie beſchien nicht mehr als ein Stück einer ſchwarzen Mauer, einen Strauch darauf und ein Tor darunter. Dahinter talabwärts war nichts als Nacht und die Fabrikebene von Paris-Nord.

Auch damals begann eine reine Stimme:

La lune blanche —
— Oh, l'heure exquise!

So fernher klang der Lärm der großen Stadt. So fern war Sünde, Mühſal, Gier und Hochmut. So ruhig und rein war Abend, Wunſch und Herz.

Nun lieg' ich als Feind, wie lange noch, in dieſem Lande. Wie lange noch belauſche ich, Verräter, den Schlaf der Erde?

DER VORHANG

Ich liege in einem Lazarett nicht weit von Reims. Das Haus gehört einem Arzt. Es iſt ausgeräumt. In allen Zimmern ſtehen die eiſernen Krankenbetten. Kein Bild, kein Möbel, keine Spur erinnert an die Bewohner, die nach Frankreich geflohen ſind.

Nur im Flur, der mehr ein Gang als ein Flur iſt, iſt ein Vorhang hängen geblieben. Ein Vorhang aus rotem Tuch, weiß gefüttert und mit einer Troddel. Als wäre er aus einer alten Photographie: einer dieſer maleriſch drapierten

Digitized by Google

Vorhänge, die nichts verdecken, vor denen ein Tiſch ſteht und ein Herr mit einem Hut. Er iſt, wie ſie, vollkommen nutzlos, deshalb wie ſie, geheimnisvoll.

Ohne ihn wäre dieſes Haus ein Lazarett. Nichts weiter. Eine Sammlung von Betten. Er allein macht es zu einem Haus. In ihm ſammelt ſich alle Erinnerung, ſammeln ſich alle Erlebniſſe und Gewohnheiten der verſchollenen Bewohner und werden lebendig. Er erhält (unter der Herrſchaft des Militärs) das bürgerliche Leben dieſes Hauſes; als wäre es bewohnt und nicht nur „belegt" mit ſo und ſo viel Betten.

Er hängt dort maleriſch, verſtaubt und nutzlos, zurückgeblieben aus einer anderen Welt, aus einer Welt, in der noch Zeit und Platz war für Nutzloſigkeit und Überfluß, für Spiel und Spielerei, Schönheit und Freude an Schönheit. Aus einer Welt eben, in der es Vorhänge gab.

Es iſt die Welt, aus der wir verbannt ſind. Wir ſind Soldaten. In unſerer Welt herrſcht der Zweck, die Ordnung und die Nützlichkeit. Alles iſt geregelt und eingeteilt. Hier iſt kein Platz, keine Zeit und kein Geld für Überfluß, Nutzloſigkeit und Schönheit. Nutzlos iſt nur der Mond am Himmel, die Sterne und die Schatten der Wolken. Mit ihnen halten wir zuweilen Zwieſprache; auch ſie ſind aus einer anderen Welt. (Wie einſam iſt man, wenn man den Mond anruft!)

Hier aber im Lazarett ſind die Sterne verſchloſſen, und der Mond iſt mit Fenſterläden verriegelt. Hier ſtehen die Betten in einer Reihe und ſind numeriert, als ob ſie exerzierten. Auch hier iſt alles geregelt und geordnet, und

Digitized by Google

nichts ist da, und nichts geschieht, was nicht seinen Zweck hätte, den vernünftigen Zweck, uns gesund zu machen. Überflüssig ist nichts — allein der Vorhang.

Einsam und schmutzig hängt er in dieser nützlichen, nüchternen, zielbewußten Welt des Militärs. Es ist unmöglich, ihn ohne Rührung zu sehen. Soviel Würde ist in seinem Elend, soviel Erinnerung, soviel Pathos. Seine ganze Existenz ist ein Protest. Ein schweigender Protest gegen Ordnung, Nützlichkeit und strenge Regel. Ein Protest gegen den Geist des Militärs, der ihn umgibt. Ein Protest am Ende gegen den Krieg.

Er wartet auf die Wiederkehr seiner Welt, dieser Welt des unruhigen Alltags voll von Festen, Freuden und Sorgen. Seine Welt? Das ist die Welt des Bürgers und der Familie. Er wartet auf die Kinder und auf Monsieur und Madame.

Noch übertrumpft ihn Nüchternheit und Ordnung, noch umgibt ihn nichts als Militär. Aber schließlich kommt sein Tag. Ein Tag der Freude und der Tränen. Ganz unbeachtet wird er vielleicht dort hängen, bei Seite geschoben — aber nicht mehr allein — irgendwie plötzlich von einem Blick wiedergefunden, erkannt und begrüßt.

Digitized by Google

ICH LIEBE FRANKREICH

Aber was ist es, das ich an Frankreich liebe? Ich liebe das ganze Land, das im Norden arm und kalt und rauh ist, wie meine Heimat, die an der Nordsee liegt, und das im Süden warm und reich ist, wie die glücklichen Länder des Mittelmeers. Ich liebe das liebliche Tal der Aisne, das der Garonne und das der Dordogne. Ich liebe die kleinen Gebirge, die Argonnen mit engen und tiefen Wiesentälern und blühenden Obstbäumen mitten im Wald. Ich liebe die Terrasse von St. Germain, von der aus man das Seinetal übersieht und weit entfernt am Horizont Paris. Und ich liebe Paris, die große Stadt, in der jeder Stein „Geschichte" erzählt. Geschichte, die ich in der Schule lernte und von der ich alles vergessen habe, bis auf die große Revolution, bis auf Danton, Robespierre und Marat, den ich schon als Junge von allen Revolutionären am meisten liebte. Paris ist die Stadt, in der ich alles erlebte, Glück und Schmerz. Und alles unvergeßlich. Und wenn ich Paris mehr liebe als irgend eine Stadt der Welt, so ist es nicht seiner großen Geschichte, nicht seiner großen Gebäude wegen, nicht seiner Kunst und nicht seiner Schönheit wegen, sondern weil ich hier leichter, schneller, mit- und hingerissener lebte als irgendwo anders und — aus Gründen, die ich nicht kenne, wie man die Gründe nicht kennt, aus denen man jemandem sagt: „Ich liebe dich. Weshalb liebe ich dich? Ich weiß es nicht. Ich bin froh, wenn ich bei dir bin."

Ich liebe auch die kleinen, alten Städte, die früher einmal groß und mächtig waren, in die

Digitized by Google

man heute vom Felde hineinkommt, wie in einen Hof, auf dem dann plötzlich eine Kathedrale ſteht. Wie aus dem Felde wachſen dieſe Kirchen mit ihren nie vollendeten Türmen ſteinern und rieſenhaft in den Himmel.

Aber das alles iſt noch nicht Frankreich.

Eines Tages, ich glaube, es war am Tage vor Pfingſten, fuhr ich nach Fontainebleau, beſah mir das Schloß, beſah mir Zimmer und Säle, beſah mir den Park und ging in den Wald. Ich kam an ein Dorf, von dem ich glaube, daß es Barbizon war, und ging weiter, nicht mehr durch Wald, ſondern über Feld und an Wieſen vorbei zu einem andern Dorf und zu einem dritten. Von keinem dieſer Dörfer weiß ich den Namen. Ich habe nicht danach gefragt, ich habe ihn nirgends geleſen und weiß ihn nicht. Drei Tage ging ich ſo über Land, ohne zu wiſſen, wohin und woher, von Feld zu Feld und von Dorf zu Dorf. Abends ſchlief ich in einem Wirtshaus, deſſen Namen ich mir nicht anſah. Mittags aß ich in einem andern Wirtshaus, in einem Garten, der an der Straße lag, über die ich gekommen war und auf der ich nachher nach dem Eſſen wieder weitermarſchierte zu einem anderen Wirtshaus. Ich kenne die Landſchaft nicht, durch die ich ging, ich weiß ihren Namen nicht und weiß nicht, wo ſie liegt. Im Norden, im Oſten oder im Süden, nah oder weit entfernt von Paris? Es iſt eine unbekannte Landſchaft, ohne Schlöſſer und ohne Gebirge, ohne große Flüſſe und Brücken und Wälder. Nichts Beſonderes iſt an ihr zu ſehen. Sie iſt nicht berühmt und hat auch nicht das Geringſte, was ſie vor andern Landſchaften berühmt machen

Digitized by Google

könnte. Sie hat nichts als ihre Felder und Wieſen und zwiſchen den Feldern das Dorf, das den anderen gleich ſieht. Es gibt auch manchmal einen kleinen Bach, eine kleine Brücke und ein paar Pappeln. Aber es gibt vor allem die Felder, wohl beſtellt und wohl geordnet, eine kleine Bodenerhebung hinauf, eine kleine Bodenerhebung hinunter und hinter der Bodenerhebung das Dorf. Dahinein führt der Weg, den du gehſt, oder die Chauſſee. Ich weiß in keiner Landſchaft der Welt eine ſchönere Stelle als die, an der ſolch ein Weg in ein Dorf führt. Vielleicht an einem Teich vorbei oder an einem großen Baum, vielleicht auch einfach nur ſo vom Feld herein zwiſchen die Häuſer und Gärten und Mauern. Die Häuſer ſind ſehr einfach aus Stein und Lehm. Sie haben ein Dach, das nicht ſehr hoch, nur eben ſo ſchräg iſt, daß der Regen gut abläuft, ſie haben wenig Fenſter, und ihre Mauern, die alt und rauh ſind, ſtoßen oben nicht unter das Dach, ſondern mit dem Dach zuſammen, immer in dem gleichen ſtumpfen Winkel, über den das Dach nicht überhängt. Das gibt ihnen eine gewiſſe Haltung. Sie ſind nicht gemütlich, dieſe franzöſiſchen Bauernhäuſer. Sie ſind Häuſer, die an der Straße ſtehen. Das iſt etwas mehr, als nur einfach ein Haus. Jedes einzelne von ihnen ſieht aus, und es ſind gerade die ärmſten von ihnen, die ganz beſonders ſo ausſehen, als ob ſie bald eine Tafel trügen: „In dieſem Hauſe wurde Rouſſeau oder Cézanne oder Charles Louis Philippe geboren.“ Ja, ſo ſehen ſie aus, wie die Häuſer von Müttern, wie Häuſer, in denen Kinder geboren werden.

Digitized by Google

Zwiſchen ihnen hindurch führt der Weg. Wie ſchön, ihn zu gehen! Wie ſchön, in das Dorf hinein und hindurch und auf der anderen Seite wieder hinaus zu gehen. Oder nicht hinein zu gehen — auch das iſt ſchön! Auf einem Feldweg, der ein Umweg iſt, draußen um das Dorf herum, wie ein Landſtreicher zu gehen, wie einer, der nicht hinein darf oder nicht hinein will. Man kann ſich den Weg, den man gehen will, wählen, und das Dorf, in dem man eſſen will, und das Dorf, durch das man hindurchgehen will, und das Dorf, in dem man am Abend ſchläft.

Man geht durch die Felder und kommt in ein Dorf — das iſt die franzöſiſche Landſchaft, die ich am meiſten, die ich mehr als Paris und mehr als Kathedralen und mehr als Gebirge und Flüſſe und Schlöſſer und Wälder und mehr als alle Berühmtheiten liebe.

Und es iſt die Landſchaft, die mir von allen, die ich in Frankreich ſah, am franzöſiſchſten ſcheint. Einfach und klar, für Menſchen geeignet. Sie nimmt alle ihre Schönheit aus der einfachen, ſimplen Erde, aus dem nützlichen Ackerboden, den die Menſchen mit ihren Händen bebauen. Dies Land iſt ſchön — nur weil es bewohnt iſt. Ohne die Menſchen wäre es nichts.

Über den Feldern früh am Morgen ſteigen die Lerchen hoch und höher, die Leute, die mir begegnen, große Holzſchuhe an den Füßen und eine Miſtgabel auf dem Rücken, ſagen: „Bon jour, Monſieur! Guten Tag, mein Herr.“ Ich nehme den Hut ab und danke ihnen.

Digitized by Google

ICH LIEBE DEUTSCHLAND

Ja, ich liebe es mehr, als irgend ein anderes Land der Erde. Aber es ſind nicht die Alpen, die ich am meiſten liebe, obwohl ſie ſchön und groß und gewaltig ſind. Der Himalaya iſt gewiß noch größer. Es iſt auch nicht der Rhein, den ich am meiſten liebe, obwohl er ein ſchöner und großer Strom iſt; der Miſſiſſippi iſt gewiß noch größer. Und es iſt nicht Berlin, das ich am meiſten liebe, obwohl es eine große Stadt und wie alle großen Städte lebendig, reiz- und gefahrvoll iſt. Paris iſt gewiß noch reizvoller, größer und ſchöner.

Es ſind nicht die lieblichen, ſanften Täler mit kleinen Flüſſen und kleinen Städtchen, es ſind nicht die ſanften Gebirge und ſchönen Wälder, die ich an Deutſchland am meiſten liebe, obwohl ich ſie kenne und liebe — ach wie ſehr! Flüſſe gibt es ja auch in Spanien, Wälder gibt es ja auch in Rußland. Und ſind nicht die Flüſſe und Inſeln in Japan und Java ſchöner als alle Flüſſe und Inſeln bei uns?

Die deutſche Landſchaft, die ich am meiſten liebe, liebe ich nicht, weil ſie ſchön und ſeltſam und lieblich, ſondern weil ſie von alledem nichts iſt. Ich weiß auch nicht, ob jemand, der weit herkäme, von Rußland, von Spanien, von Frankreich oder aus Japan, ich weiß nicht, ob ein Fremder die Landſchaft, die ich meine, lieben würde. Er würde ſie vielleicht verachten. Ich liebe ſie. Es iſt meine Heimat.

Es iſt die arme, norddeutſche Ebene, die dürftige Wieſe, das einfache Feld, ein wenig Heide, ein

Digitized by Google

wenig Wald und die Kartoffelfelder vor den Toren der Stadt.

Wenn im Süden der Frühling kommt, dann bricht aus der reichen Erde ein Überfluß von Blumen und Blüten hervor; wie ein wilder, überreicher, üppiger Paradiesgarten wird das Land. Hier im Norden kommt der Frühling ſpät und zaghaft. Wo ſoll er anfangen? Wo ſeinen Fuß hinſetzen? Die Erde iſt ſchwarz und naß von all dem geſchmolzenen Schnee und all dem Regen. Ganz leiſe wird ſie ein wenig grün. Und die Bäume, die ſchwarz und kahl ſind, werden grün. Nur an den Spitzen mit kleinen, ſtachligen Knoſpen. Und eines Tages iſt der Himmel blau und ſpiegelt ſich blau und zart in den ſchwarzen Pfützen und Gräben. Und weiße kleine Wolken, weiß und grau, wehen in Fetzen darüber hin, von dem Wind gejagt, der über die Felder und Wieſen vom Meer kommt.

Das iſt der Frühling bei uns in Norddeutſchland. Arm und armſelig. Schön? Nein — aber rührend. Das iſt die Landſchaft, die ich am meiſten liebe, unter deren Armut ich leide, die ich verſpotte und nach der ich mich ſehne, wenn ich wo anders, wenn ich in ſchöneren Ländern bin. Das iſt die Landſchaft, zu der ich immer aus allen Ländern, aus Frankreich, aus Algier, aus Japan und Java und aus all meinen Träumen zurückkehren will — wie man nach Hauſe zurückkehrt.

Digitized by Google

WAS FÜR LANDSCHAFTEN? UND WAS FÜR DRAMEN?

Gewiß: es gibt Städte, die unter Palmen blühn, weiße Städte hoch über blauem Meer. Es gibt Berge mit ewigem Eis und Schnee. Inseln mit grasgrünem Gras über roten Korallen, Flüsse mit bunten Vögeln und hängenden Brücken — und es gibt Städte, die zwischen Kartoffelfeldern, eingeschlossen von Fabriken, liegen. Heidelandschaften mit einem Wacholderstrauch.

Aber über beiden geht die Sonne auf und unter. Über beiden weht der Wind und fällt der Regen, Nebel steigen auf, und es kommt die Nacht.

Ich sah in Marseille den Fünfmaster „Potosi" wie einen weißen Schwan im Blau des Mittelmeers. Ich sah vom Karwendel aus die Sonne aufgehen. Ich war bei der Hinrichtung des Apachen Soudy auf dem Boulevard Montparnasse in Paris. Er war der jüngste von allen Apachen, neunzehn Jahre alt und sehr schön. Man erzählte sich, daß er schwindsüchtig wäre, und alle Frauen liebten ihn. Es war in der Nacht des 21. April im Jahre 1913. Ich war im Spielklub la Rochelle, als eine schöne, lesbische Jüdin ihr kleines, blondes Mädchen erschoß, weil es von einem Amerikaner, der in eben diesem Klub jeden Abend sein Geld verspielte, einen Brillantring angenommen hatte. Die schwarze Jüdin trug ein Monokel. Ich sah auf dem Bahnhof einer kleinen Stadt in Westfalen einen Mann ohne Hut vor zwei Gendarmen fliehen. Er erschoß den einen, als er ihm nahe kam. Dann, als der andere die Verfolgung auf-

Digitized by Google

gab, ſah er ſich um, blieb ſtehen und erſchoß ſich ſelbſt. Er hielt ſich, während er das tat, mit der freien Hand an einem Laternenpfahl feſt. Ich ſah bei einem Gasangriff die Ratten aus ihren Löchern kommen und verrecken, die Kameraden hinfallen und ſterben. Ich ſah ein Munitionsdepot in die Luft fliegen, eine Granate elf Kameraden auf einmal töten und lag zwei Tage im Trommelfeuer. Ich ſah den erſten Sturzflug Pégouds, den Abſturz Brindejonks und den Brand des Hamburger Hafens.

Aber ſind das die Erlebniſſe, die unſer Leben beſtimmen? Sind das die Tragödien, über die wir nachdenken?

Iſt nicht das kleine Mädchen auf der Straße, das wir weinen ſahen, ohne zu wiſſen weshalb, das wir vielleicht nicht einmal weinen, das wir in ſeiner armen Jacke nur vorübergehen ſahen, nicht ebenſo ſeltſam und unvergeßlich?

Was iſt ein Wort? Ein Teil aus einem Roman. Und der Gefangene, der kleine Franzoſe, ſchwarz das Haar und bleich das Geſicht, blau die zerriſſene Uniform, der auf dem Lehrter Bahnhof allein in den Zug ſtieg, was wird aus ihm, was iſt aus ihm geworden? Der Roman des Arbeiters, der uns begegnet? Der Roman eines jeden, der neben uns ſitzt in der Straßenbahn, auf der Bank im Park oder im Wartezimmer des Arztes? Was geſchieht mit ihnen? Wo gehen ſie hin? Und die, deren Leben kein Roman iſt, denen tagaus, tagein gar nichts geſchieht?

Einen ſchlafenden Menſchen zu ſehen, welch ein Erlebnis! Wieviel unheimlicher als ein Toter, voll von Gedanken, Begierden und Wünſchen, voll von Möglichkeiten iſt ein Menſch, der ſchläft.

Digitized by Google

Niemand weiß, was in ihm vorgeht. Ruhig atmet er und weiß ſelbſt nicht, was in ihm vorgeht, was aus ihm wird und was morgen geſchieht.

Ein gepflaſterter Hof, eine Mauer und ſpärlich berankt eine Laube, ein paar Stangen und ein paar Bohnenblüten, einen Sommer lang, welch unvergeßliche Landſchaft!

Ich warte auf einen Brief, der nicht kommt. Wo iſt ein Drama, das spannender — aber er kommt nicht — das tragiſcher wäre?

„Der ſtärkſte Eindruck ſeines friedlichen Lebens war es geweſen, als er einmal vom vierten Stocke eines Hauſes einen Zigarrenſtummel abwärtsfallen und dann glimmen, hinglimmen, verglimmen ſah, übergehen in ein Nichts, in graue Aſche. Und ſtundenlang konnte er von dem gräßlichen Anblick ſprechen, den ihm eine Kröte bereitet, irgendwo in der Nähe eines Tunnels.“ So erzählt Albert Ehrenſtein von dem gefallenen Dichter Georg Trakl.

SENLIS

Einmal war ich in Senlis, da gibt es gotiſche Kathedralen, in denen ein Kino oder eine Markthalle iſt. Wie eine Scheune ſieht das Kirchenſchiff aus. Auf den Türmen, die niemals vollendet wurden und deren abgebrochene Pfeiler langſam zerfallen, wächſt Gras. Dohlen fliegen dort oben zwiſchen den Fenſtern. Meine Freunde erzählen, daß es am Rande der Stadt ein Bordell gibt, zu dem man über eine Zugbrücke geht. An der Tür ſoll ein Türklopfer ſein und eine geſchmiedete ſchwarze Laterne,

Digitized by Google

Ich saß mit einem Schweden zusammen, ich glaube sogar, es war ein schwedischer Dichter, Hellström hieß er oder Hallström, mit dem saß ich zusammen und trank Absinth auf dem Hof eines kleinen Wirtshauses. Es war kein Garten, in dem wir saßen. Es war ein pflasterstein-gepflasterter Hof. Ich erinnere mich nur noch an eine Mauer mit einem Gitter darauf, ein paar Syringenbüsche in einer Ecke und zwischen den Pflastersteinen allerlei Gras.

„In Hamburg," sagte der Schwede, „das war eine Frau! — Einmal auf einem Schiff — zwei Frauen — Dann war ich in der Nacht — das war die dritte —". Er erzählte von nichts, als von Hamburger Frauen.

Ich dachte an meinen verstorbenen Freund. Das war ein Gymnasiast gewesen mit einer Mütze und nicht ganz richtig sitzenden Hosen, so daß man immer die Schuhbänder sah. Auch die Ärmel waren zu kurz. Ungeschickte Jungenhände sahen daraus hervor, groß und schmutzig. Aber sein Herz war voll von Liebe wie das eines Helden und Abenteurers. Nicht nur sein Herz, sein ganzer Körper war voller Liebe. Er hätte sich so hinschenken mögen, ganz wie er war, wegwerfen an irgendwen, in irgendein Bett, wer weiß wohin? Aber niemand wollte ihn haben. Er war noch zu jung. Ich belauschte ihn einmal, ohne es zu wollen, es war in einem Wald, der hieß Eggemanns Mühle. Er lehnte an einem Baum. Nein, er lehnte nicht, er umarmte den Baum fast wild mit Armen und Beinen, preßte ihn an sich oder sich an ihn. Seine Hose, sein Rock waren ganz verschoben. Er hielt die Augen geschlossen, den Kopf zurück

Digitized by Google

in den Nacken geworfen. Sein Geſicht war rot und zerkratzt von der Rinde des Baumes, die er geküßt hatte. Dann fiel er ins Gras — ich glaube, er weinte. Der Baum? das war eine dicke Buche. Ich ſchlich mich leiſe davon, weil ich mich ſchämte. Kurz darauf erſt lernte ich ihn kennen. Wir wurden Freunde. Aber nicht für lange. Er ſtarb mit achtzehn Jahren — ungeliebt.

Hellſtröm erzählte immer weiter. „Einmal wäre er in St. Pauli — —“ Schließlich ſagte ich: „Lieber Hellſtröm! Hören Sie doch auf mit Ihren Frauen.“ Hellſtröm ſchwieg, und wir tranken ſchweigend. Über den Platz ging ein Gymnaſiaſt mit Hoſen, die nicht ganz richtig ſaßen. Ein hübſcher franzöſiſcher Gymnaſiaſt. Wie ſich doch alles in der Welt wiederholt!

Senlis, müſſen Sie wiſſen, liegt nicht weit von Paris. Man kann die große Stadt nicht ſehen. Wald oder Hügel, ich weiß nicht was, liegen dazwiſchen. Aber des Nachts in der Dunkelheit ſieht man den Widerſchein des Lichts am Himmel. Man fährt eine Stunde und iſt in Paris, geht auf den Boulevards zwiſchen tauſend Menſchen, eng aneinandergedrückt. Alles lacht, alles ſpricht. Man marſchiert mit dem Strom, man ſucht, man findet, wird gefunden. — Oder man bleibt allein und marſchiert allein im Strom der andern, die zu zweit marſchieren.

Digitized by Google

DIE INTERNATIONALE

Viermal bin ich während des Krieges das Maastal hinauf- und hinuntergefahren. Bei Nacht und bei Tag, im Transportzug und allein, auf Urlaub. Zum letzten Mal allein, im Sommer 1918 nach der mißglückten deutschen Marneoffensive.

Unser Pionierpark bei St. Souplet war allmählich zusammengeschossen. Wir hatten in der letzten Zeit täglich einen Becher Kognak bekommen, damit wir arbeiteten auch während der Beschießung, die alle zwei Stunden von neuem einsetzte. Auf dem Marsch zur Bahnstation fand ich weit ab von der Straße einsam im Feld neben einem Granatloch zwei Tote. Die Züge fuhren unregelmäßig. Meiner wurde von Fliegern verfolgt. Wir hielten drei Stunden in einem Tunnel. In unserm Kupee brannte einer eine Kerze. In völliger Dunkelheit durch Amagne-Lucquy. Ein verbrannter Munitionszug. Mitten in der Nacht in Charleville. Da begann damals das Friedensland, die große, wirkliche Etappe, sicher und ohne Gefahr.

Ich schlief auf dem Bahnsteig in meinen Mantel gewickelt hinter dem Ausschank der verlassenen Bahnhofswirtschaft. Um mich herum viel schweigsame Kameraden: Urlauber, Nachzügler, Deserteure, und brave Soldaten, deren Urlaub abgelaufen war, auf dem Weg zur Front. Einträchtige Kameraden, die Guten wie die Schlechten, still und schweigsam. Der Nachtwind wehte Bahnhofsschmutz und Staub, Papierfetzen über uns im Kreise. Frühmorgens wusch ich mich im Pissoir an dem einzigen Brunnen, der Wasser gab.

Digitized by Google

Die Kantine war, wie immer in der Nacht, geſchloſſen.

Von Charleville nach Namur fließt die Maas, oder von Namur nach Charleville, ich weiß es nicht. Sie fließt zwiſchen Bergen, und ſie macht ein Tal, das zu den ſchönſten Tälern gehört, die ich kenne. Wald auf den Bergen, Wieſen im Tal, Felſen und ſanftere Hügelabhänge, das alles nicht anders als anderswo. Aber da gibt es hier eine ſchöne Chauſſee, die ſchön iſt, wie die Chauſſeen in Frankreich es ſind; zwiſchen Pappeln und anderen Bäumen zieht ſie dahin, manchmal am Fluß und manchmal halb am Berge, den Fluß entlang. Und auch in den Wieſen am Fluß ſtehen Pappeln. Und da gibt es kleine Wirtshäuſer mit weißen Glasveranden, einen Steg mit einem Boot und ein Schild: „Fritures". Fritures ſind kleine gebackene Fiſche, ganz knusperig gebacken, goldbraun und weiß. Man bekommt ſie auch an der Seine in St. Claud und trinkt einen roten Landwein dazu. Da gibt es kleine Villen, die im Garten liegen. Da gibt es im Sommer ſchattige Alleen, die ſich im Wald verlieren und im Herbſt die bunten Blätter haben. Und da gibt es Städte: Dinant, Fumay und, wenn ich mich recht erinnere, Givet und Monthermé. Es ſind nur kleine Städte, halb in den Felſen gebaut, halb in den Fluß. Es ſollten Feſtungen ſein, ſteinern und klein. Jede hat eine alte Brücke. Die Brücke bei Dinant aber iſt geſprengt, und die Feſtungen alle ſind längſt erobert.

Kleine Paſſagierdampfer liegen vor Anker. Die fuhren im Frieden ſtromauf und ſtromab, jetzt liegen ſie feſt und unbenutzt. Ein wenig verroſtet ſchon in den vier Jahren.

Digitized by Google

Durch dieſes Tal fährt die Bahn den Fluß entlang, halb hoch am Berge hin oder unten am Fluß, durch den Wald oder unten zwiſchen den Wieſen. Zuweilen führt eine Brücke über den Fluß oder ein kleiner Tunnel durch den Berg. Dann pfeift die Lokomotive, und das Echo antwortet.

So oft ich hier fuhr und ſah am anderen Ufer ein kleines Wirtshaus, weiß und grün zwiſchen grünen Bäumen mit ſeiner Veranda über dem Waſſer, wünſchte ich mir, hier in ſolch einem Haus mit Mutter und anderen, die ich liebe, einmal zu wohnen, nach dem Krieg, einen Sommer lang, wenn wieder Frieden iſt. Es iſt das friedlichſte Tal der Erde.

Diesmal fuhren wir von Charleville früh am Morgen nach Namur. Es war ein Zug von belgiſchen Wagen, wie Kleinbahnwagen, recht für den Sommer, mit offenen Fenſtern oder zerſchlagenen Fenſtern und einer Plattform hinter jedem Wagen. Wir ſtanden auf der Plattform. Zuerſt ich allein. Dann noch zwei Pioniere. In Fumay kamen vier Italiener, vier gefangene Italiener mit einem Öſterreicher als Bedeckung und ein deutſcher degradierter Soldat, auch ein Gefangener, mit ſeiner Wache.

Die Italiener hatten ſchöne Uniformen, ganz ſchlicht braun und grau, aber am Kragen kleine Tuchſtreifen, gelb und roſa und wundervoll grün, jeder einen anderen farbigen Flecken. Sie waren vor einem halben Jahr am Iſonzo gefangen, hatten in Fumay gearbeitet und ſollten nach Deutſchland zurück. Es waren zwei Arbeiter, ich glaube aus Mailand, ein ganz junger Bauernburſche, braun und hübſch, und ein Konditor

Digitized by Google

aus irgend einer Großſtadt. Der Konditor, dick und welterfahren, hatte den Bauernjungen als eine Art Diener. Er ſelbſt aß Weißbrot und feinen Käſe. Der Junge bekam aus demſelben Sack einen Käſe, der nicht ſo gut war. Dafür trug er den Sack und gehorchte dem Dicken. Ein wenig ängſtlich, faſt wie ein Sklave.

Der Öſterreicher ſprach italieniſch, der Dicke tſchechiſch. Der Öſterreicher ſprach franzöſiſch, der Dicke auch. Deutſch konnten ſie alle fünf nicht. Ich ſprach franzöſiſch, ſo gut ich es konnte, und wollte mich mit dem Jungen unterhalten. Manchmal überſetzt es ihm der Dicke, manchmal der Öſterreicher oder auch beide.

„Er iſt aus Toskana," ſagte der Dicke.

„Sono di Toscana," ſagte der Kleine. „Abiamo del vino nel nostro paese."

Er war ein Weinbauer, achtzehn Jahre alt.

„Auch bei uns holen ſie ſchon die Kinder," ſagte der Dicke. „Die reine Jöhre," ſagte die Wache des deutſchen Gefangenen.

Wir waren alle gegen den Krieg.

Aber die Unterhaltung ging langſam weiter. Ich wollte wieder mit dem Kleinen ſprechen. Aber der verſtand mich nicht, und der Dicke antwortete für ihn: „Er verſteht nicht, was Sie ſagen, er iſt nur ein Bauer. Un paysan. Impossible causer avec lui."

„Aber Muſik verſteht er auch? C'est la vraie langue internationale." Und ich begann Rigoletto zu pfeifen: „O wie ſo trügeriſch ſind Weiberherzen." Das kannten ſie alle. Der Kleine lachte. Die beiden Mailänder pfiffen ſchon mit, und der Dicke ſang mit fettem Tenor: „Le donne è mobile." Schließlich ſangen ſie alle vier. Eine

Digitized by Google

Arie nach der anderen, und wir Deutſche flöteten mit, wenn wir die Melodien kannten. Und dann ſang der Dicke mit dem Kleinen zweiſtimmig, offenbar oft geſungen: „Maria Mari.“ Das iſt ein Straßenlied. Eine ſchöne Dame, die ich kenne, Lu heißt ſie, ſchlank wie ein Junge und ſo elegant, wie leider nur die reichen Frauen ſind, ſie hat ein ſeidenes Sofa und ſeidene Seſſel, alles was man will aus Gold und Seide, die hat ein Grammophon, auf dem ſingt ein Italiener, Titta Ruffo, dieſes Lied: „Maria Mari“. Er ſingt wie Caruſo. Noch etwas ſchöner. Nicht wie ein großer Theatertenor, mehr wie ein Straßenſänger. Wie in einem Garten. Unter bunten Lampions. Es iſt eines der ſchönſten Lieder von allen, die ich kenne. Man möchte faſt weinen vor Zärtlichkeit, wenn man es hört.

Dieſes Lied, das ich aus vornehmen Zimmern kenne, von einem Grammophon, das auch Fox Trott ſpielt, ſangen die beiden italieniſchen Soldaten damals im Zuge zwiſchen Dinant und Namur. Der Kleine lachte dazu mit weißen Zähnen. Er freute ſich, weil er ſingen konnte und weil wir anderen, die wir es nicht konnten, ihn bewunderten.

Nun bat der Dicke, ein höflicher Mann, um ein deutſches Lied. Mir fiel keins ein, aber der Gefangene intonierte: „Teure Heimat, ſei gegrüßet, in der Ferne ſei gegrüßt.“ Die Pioniere ſangen mit, und als ich es halbwegs überſetzt hatte, fanden alle es wunderſchön. Der Degradierte ſang am beſten. Er hatte ſchon vorher eine Karte geſchrieben, die ſollte ich heimlich in einen Kaſten werfen. Am beſten in Köln. Jedenfalls in der Heimat. „Rauche

Digitized by Google

ſoeben die erſte Zigarette ſeit ſechs Wochen. Geſtern verurteilt: 8 Monate. Habe noch Glück gehabt. Komme nach Köln in Feſtung. Alſo dicht bei Dir." So ungefähr ſtand auf der Karte. Er war zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Wegen Diebſtahl. Er hätte ja auch ſagen können: wegen Gehorſamsverweigerung. Aber er ſagte Diebſtahl und erzählte uns alles.

Nun wollten wir ein Lied ſingen, das alle konnten. Aber wir fanden keins und ſchwiegen.

An uns vorüber drehte ſich die Landſchaft. Wir waren ſchon an Namur vorbei. Das Tal war breiter geworden. Die Felder gelb und grün. Lüttich ſchon nahe. Ich pfiff die Marſeillaiſe vor mich hin. Da ſagte der Degradierte: „Die kenn' ich ooch". Er kannte die Arbeitermarſeillaiſe. Sein Wachmann, ein Landſturmmann aus Berlin, kannte ſie auch. Die Italiener kannten ſie alle. So ſangen wir alle, deutſch und franzöſiſch und italieniſch, und der Öſterreicher ſang wahrſcheinlich tſchechiſch:

Allons enfants de la patrie — —
Marchons, marchons! qu'un sang impur —.

Zu deutſch:

Den Bahnen folgen wir,
Die uns geführt Laſſalle.

Nur der Bauernjunge aus Toskana kannte das nicht. Er hörte zu. Und auch die Internationale kannte er nicht. Die konnten die beiden Arbeiter aus Mailand. Wir Deutſche konnten nur Bruchſtücke davon. Der Öſterreicher auch. Der dicke Konditor ſchwieg dazu. Aber die Mailänder ſangen taktfeſt und raſch, und wo wir konnten, fielen wir ein:

Digitized by Google

Schon erglühen die Signale:
Wohlauf zum letzten Gefecht!
Die Internationale
Kämpft für das Menschenrecht.

Der Landsturmmann stieß mit seinem Gewehr auf der Plattform den Takt dazu. Am Himmel, wolkenlos, die Sonne. Gesegnetes Land auf beiden Ufern des Flusses! Und der italienische Bauernjunge hörte aufmerksam seinen Kameraden aus Mailand zu, die ihm die Worte der Internationale deutlich und eindringlich ins Gesicht sangen. Der Zug verschwand donnernd in einem Tunnel, und die Pfeife der Lokomotive schrie.

*

Das ist natürlich alles Schwindel. Wir fuhren die Maas entlang, wir, Italiener und Deutsche. Wir sangen. Aber nicht die Internationale. Ich pfiff die Marseillaise. Aber niemand fiel ein.

Aber wäre es nicht schön gewesen, wenn wir hier auf der Fahrt an den Ufern der Maas, Deutsche, Italiener und Österreich-Tschechen, gefangene Soldaten und noch nicht gefangene, wenn wir hier mitten im Krieg und mitten in Belgien die Internationale gesungen hätten? Hätte das nicht schön geklungen:

Die Internationale
Kämpft für das Menschenrecht!

Digitized by Google

POTSDAM ODER DÖBERITZ?

August 1918

Ich glaube, es war Bernhard Shaw, der als erſter den Begriff „Potsdam“ in die Kriegsdebatten warf. Er ſagte, daß man den Geiſt von Potsdam in Deutſchland und in den Deutſchen zerſtören müſſe, und daß man den Geiſt von Weimar leben laſſen und loben ſollte. Er meinte, mit Potsdam alles Schlechte des preußiſchen Geiſtes und vor allem den preußiſchen Militarismus zu treffen.

Shaw iſt ein kluger Mann. Aber ich glaube nicht, daß er jemals in Potsdam geweſen iſt. Ich kenne Potsdam. Ich war ein paarmal dort. Einmal des Nachts, als der Mond ſchien, einmal bei Regen, einmal im Winter und einmal im Sommer, als es ſo heiß war, daß man nicht wagte, aus dem Schatten heraus über einen Platz zu gehen. Und einmal früh am Morgen nach einer in Berlin durchtanzten Nacht.

Da lag um die Brücken ein leichter Nebel, in den leeren Straßen hallte der Schritt. Die vergoldete Kuppel des Palazzo Barberina ſchimmerte ſtolz und beſcheiden im ersten Licht. Die Wände des kleinen Stadtpalaſtes, die Treppe, die flachen Säulen hatten die Farben, die am Himmel verloſchen: roſa und gelb. Von dem Turm der Garniſonkirche klang das zitterige Glockenſpiel über die Häuser hinweg, in denen man ſchlief. „Üb immer Treu und Redlichkeit.“ Zitterig, etwas verſtimmt und zu langsam.

Das Pflaſter iſt holperig wie in Verſailles. Ich habe noch nie zwei Städte geſehen, deren Pflaſter ſich so ähnlich iſt, wie das von Verſailles

Digitized by Google

und das von Potsdam. Jeder Stein hat einen Extrabuckel. Und auf den Plätzen, über die kein Menſch mehr geht, wächſt zwiſchen den Steinen ein wenig Gras.

Sansſouci iſt nur ein Pavillon. Aber, weil er auf einem Hügel liegt, weil diesen Hügel hinan eine große Treppe führt, weil Alleen und Wege zu ihm hinzielen, ſieht er königlich aus, wie ein richtiges Schloß. Durch die Fenſter ſieht man in kalte Zimmer, die alle zu ebener Erde liegen. Weißer Stuck und vergoldeter Stuck, ein paar Bilder und goldene Rahmen, glänzender Parkettfußboden, wenig Möbel an den Wänden, wie ſolche Schlöſſer auszuſehen pflegen. Über Garten und Park hinweg ſieht man den Wald, den See, ein Segel darauf und wieder den Wald. Alles iſt einfach und ziemlich beſcheiden, wenn man es mit anderen Schlöſſern vergleicht, aber doch königlich, ein ländliches Königtum.

Nur auf der ſteinernen Balluſtrade liegt ein alberner Löwe aus Marmor. Den hat Kaiſer Wilhelm II. dort hinlegen laſſen. Abſcheulich gewöhnlich und dumm liegt er da, mit der aufdringlichen Würde eines fetten Generals. Ein feines Denkmal. Für wen? Für den, der es ſetzte.

Zehn Schritte davon liegen flach im Raſen ganz grün von Moos ein paar große Steine. Kaum kann man noch die Inſchriften lesen: Biche und Phöbe und Adamant. Unter dieſen Tafeln liegen die Windhunde, mit denen der große König ſpielte. Er liebte die Menſchen nicht. Er hatte auch wenig Grund dazu. Und ſie hatten wenig Grund, ihn zu lieben. Er

Digitized by Google

hatte ſich ſelbst und ihnen das Leben ſchwer gemacht. Seit dem Tage, an dem ſein Freund, ein junger Offizier, vor ſeinen Augen hingerichtet wurde, ſeit jenem dunkelſten Tag ſeines Lebens, hatte er viel Elend und Unrecht erlebt, erlitten und ſelbſt getan, Kriege geſehen und ſelbſt geführt, alles Unrecht und alle Gemeinheit des Lebens und der Politik ſelbſt erlitten und ſelbſt getan. An jenem Tag, an dem ſein Vater, der König, ſeinen einzigen Freund, den einzigen Menſchen vielleicht, den er in ſeinem ganzen Leben wirklich liebte, vor ſeinen Augen hinrichten ließ, als niemand ihm half, als er ſo allein und verlaſſen und vielleicht roher und tiefer verwundet war, als Chriſtus in Gethſemane, da hatte es wohl zwei Möglichkeiten für ihn gegeben: ſich ſelbſt zu töten oder weiter zu leben. Er lebte weiter. Aber wie? Das Herz voll Haß und Verachtung und Ekel. Und er hat in ſeinem ganzen langen Leben wenig geſehen und wenig erlebt und wohl auch ſelber wenig getan, was dieſen Haß und dieſen Ekel hätte mildern und beruhigen können. Er liebte niemanden und nichts. Er ſah von allen Dingen den dunklen Urſprung und in allen Menſchen die ſchmutzigen Gründe. Erſt als er alt geworden war und müde, fand er wieder ein paar Dinge, denen er freundlicher zuſehen mochte, die er vielleicht ein wenig liebte: ein paar ſchlanke Windhunde, ein paar ſchlanke Pagen. Ihn, dieſe Windhunde und dieſe Pagen, ſtellt man ſich vor, wenn man von der Terraſſe herab die Alleen entlang nach Potsdam ſieht.

So iſt Potsdam, ſo iſt Sansſouci. Und an der einen Seite der Stadt fließt zwiſchen den

Digitized by Google

Häuſern und zwiſchen Alleen ein kleiner ſpießbürgerlicher Kanal, als wäre man in Holland und nicht in Preußen.

Ich weiß ſehr wohl, daß es in Potsdam auch Kaſernen gibt und Exerzierplätze. Aber wo in Deutſchland gibt es die nicht? Potsdam hat hinter ſeinen Kaſernen Alleen, Schlöſſer, den See und die Erinnerung. Befehle werden gebrüllt, wie überall in Deutſchland. Aber in Potsdam klingt von Stunde zu Stunde über das Gebrüll der Kaſernenhöfe verweht und zitterig, aber doch da, das leiſe Glockenſpiel der alten Kirche.

Potsdam iſt nicht das Symbol des preußiſchen Militarismus. So groß, ſo zart, ſo achtungswert ſind deſſen Traditionen nicht. Potsdam hat, wie jede menſchliche Sache, gute und ſchlechte Traditionen. Der preußiſche Militarismus iſt keine menſchliche Angelegenheit, er hat nur ſchlechte Traditionen. Er hat vor allem eins: Brutalität, und immer wieder vor allem andern: Brutalität. Er hat Offiziere und Unteroffiziere, er hat Säbel und Helme und bunte Uniformen, er hat den Befehl und das Gebrüll, er hat das Exerzierreglement, den Fahneneid und den Parademarſch. Er hat die ſchlechte Löhnung und die Rangordnung, er hat die goldenen Litzen und die Militärmusik „mit Gott, für König und Vaterland“, die Kniebeuge, die Soldatenmißhandlungen und die Kanonen von Krupp. Aber all das, der Befehl, der Gehorſam und das berühmte Pflichtbewußtſein, all das ſind ja nur verſchiedene Namen und verſchiedene Uniformen für ſeine eine und einzige Eigenſchaft, für ſeine unmenſchliche, viehiſche, völlig geiſtloſe Bru-

Digitized by Google

talität, die den Menſchen erniedrigt und erniedrigen will.

Potsdam als Symbol dafür iſt viel zu ſchade, viel zu menſchlich. Es gibt Symbole, die beſſer paſſen. Kennen Sie Döberitz? Von Potsdam aus erreicht man es zu Fuß in ein paar Stunden. Es iſt ein Truppenübungsplatz, angefüllt mit Rekrutendepots.

Ich beſuche in Döberitz einen Freund. Er iſt achtzehn Jahre alt, von der Schule aus Soldat geworden und jetzt für acht Wochen in Döberitz. Er heißt Henry, ſpricht franzöſiſch und liebt die Bilder von Henry Rouſſeau. Er malt ſelbſt kleine Bilder: Huldigungen an das Leben, Huldigungen an den guten Menſchen. Unter alle ſeine Bilder könnte man das Wort von Werfel ſchreiben: „Mein einziger Wunſch iſt, dir, o Menſch, verwandt zu ſein.“

Er iſt hübſch, mit blonden Locken, achtzehn Jahre iſt er alt, und ſein Herz iſt voll von Liebe, wie die Herzen Achtzehnjähriger ſind. Jetzt ſteht er ſtramm und geht in gerader Haltung an ſeinem Feldwebel vorbei. „Auf!“ „Hinlegen!“ „Auf!“ „Hinlegen!“ und er wirft ſich auf die Erde, ſpringt wieder auf, wirft ſich hin, ſpringt auf. Und dann machen zwanzig junge Leute, die alle ebenſo jung und nicht viel anders ſind als er, Kniebeuge, ſolange der Unteroffizier befiehlt, bis ſie weiß im Geſicht werden und ihre Augen nichts mehr ſehen. Aber der Unteroffizier befiehlt nicht nur, der brüllt ſie an und geht auf den, der am ſchwächſten iſt, der zittert, ſchwankt und beinahe hinfällt, auf den Jüngſten langſam zu und lacht ihm ins Geſicht, ſagt ganz dicht, zwei Zentimeter vor ſeinem Geſicht:

Digitized by Google

„Wollen Sie nicht Mama rufen? Was?“ „Nehmen Sie die Knochen zuſammen, wenn ich mit Ihnen rede!“ Der Junge, den er anſchreit, zittert, und aus seinen geängſteten Augen rollen langſam große Tränen.

Iſt das Döberitz?

Nein. Das iſt der preußiſche Militarismus in jeder Stadt und auf jedem Kaſernenhof. Döberitz iſt noch ſchlimmer als das.

Als ich mit der Bahn von Berlin ankomme, iſt Sonntag Nachmittag. Kein Dienſt. Die Jungens haben frei. Was heißt frei? Sie dürfen nicht fort. Sie dürfen das Lager nicht verlaſſen. Da liegt Berlin — ſie dürfen nicht hin. Da liegen Wälder und Dörfer — ſie dürfen nicht hin. Sie ſind eingezäunt wie wilde Tiere, und auf den Straßen ſtehen Poſten mit geladenen Gewehren. Zwei oder drei Züge kommen von Berlin, zwei oder drei Züge fahren ab mit Offizieren, die Urlaub haben, und anderen Menſchen. Da ſtehen die Rekruten, hunderte hinter dem Bahnhofszaun, und ſehen den Zügen nach. Wie wilde Tiere, nein, wie verprügelte Tiere, hinter den Stangen eines Käfigs.

Da ſteht mein Freund, der junge Maler, eingeſperrt und verlaſſen. Ein fremder wilder Vogel mit gebrochenen Flügeln, jedem Tierquäler ausgeliefert. Er tut mir ſo leid, daß ich am liebſten ihn gleich in die Arme nähme und zärtlich gegen ihn wäre, wie man unter Männern nicht ſein darf. Da ich nicht zärtlich ſein darf, bin ich nur höflich. Aber wie kalt iſt Höflichkeit, wenn man zärtlich ſein möchte. So bin ich den ganzen Nachmittag viel kühler, als ich ſein will.

Digitized by Google

Am Abend, als ich allein in der Bahn ſitze, tut es mir leid. Aber da iſt es zu ſpät.

Wir gehen durch Döberitz. Wir ſprechen nicht vom Militär. Wir wiſſen beide genug davon. Wir wiſſen beide, was es heißt, ſtramm zu ſtehen. Dieſe Haltung: die Hände an der Hoſennaht, die Hacken aneinander gepreßt, den Kopf krampfhaft gradaus gereckt, das iſt die raffinierteſte, brutalſte Erfindung des Militarismus. Es gibt keine Haltung, die unnatürlicher wäre, ſie macht zum willenloſen Sklaven, zum wehrloſen Opfer, ſie erniedrigt vor dem Herrn, der vor einem ſteht, ſich bewegen kann, wie er will, tun kann, was er will, ſagen kann, was er will, und dir, dem Wehrloſen, Regungsloſen, dem Gefeſſelten ins Geſicht brüllt: „Nehmen Sie die Hacken zuſammen, wenn ich mit Ihnen rede!“ Dieſe Haltung, eines jeden Menſchen unwürdig, iſt das Symbol des Militarismus. In ihr verkörpern ſich reſtlos Brutalität und Sklaverei.

Döberitz liegt in Brandenburg. Eine ſchöne Landſchaft iſt das nicht. Immerhin gibt es Felder dort, etwas Kiefernwald, etwas Waſſer, Hecken, Gebüſche und Wege zwiſchen den Hecken. Eine arme, rührend armſelige Landſchaft. Die Brutalität des Militarismus aber hat aus dieſer Landſchaft die Hölle gemacht. Felder? Nein! Exerzierplätze. Ein Wald? Nein! Schießſtand hinter Schießſtand. Ein Weg? Nein! Ein verbotener Weg! Alle Wege ſind verboten. Überall Schilder und Tafeln: „Verboten, verboten!“ „Es iſt verboten.“ „Nicht für Mannſchaften!“ „Strengſtens unterſagt!“ „Der Lagerkommandant!“ „Nur für Offiziere!“ Stacheldraht, Zäune, Mauern und Tafeln. Es iſt verboten, zu leben.

Digitized by Google

Nur ſtramm ſtehen darf man. Überall ſtehen Schilderhäuſer. Überall ſtehen Poſten mit ihren Gewehren. Überall gehen Patrouillen, die aufpaſſen, ob alle ſtramm ſtehen, ob alle die Hände vorſchriftsmäßig an die Mütze legen.

Die ganze Gegend iſt eingezäunt, und innerhalb dieſes Zaunes gibt es nichts, was nicht dem Militär unterſtände, nicht eine Stelle, auf der die geringſte Freiheit erlaubt wäre, nicht eine Stelle, auf der nicht Befehle gebrüllt und geſchrien würden. Dieſe Landſchaft beſteht aus Stacheldraht. Es gibt Baracken, verbotene Wege, Mauern, Kaſernen, Kaſernenhöfe, Exerzierplätze, Staub und vertrocknete Kiefern und an jeder vertrockneten Kiefer ein Schild, auf dem irgend etwas verboten wird. Es gibt ein paar Häuſer, in denen man Militärmützen, Halsbinden, Knöpfe kaufen kann, Poſtkarten, Briefpapier, Schuhputzmittel. Es gibt drei oder vier Reſtaurants mit ſchmutzigen Tiſchen, Bier und ſchlechtem Schnaps. Und alle müſſen, wenn ein Unteroffizier eintritt, aufſpringen und ſtramm ſtehen. Es gibt ein Karuſſell und eine Schießbude. Es iſt Sonntag, und die Rekruten dürfen ihr Leben genießen. Sie ſtehen um das Karuſſell herum. Das iſt bunt und mit Fahnen und Spiegeln behangen. Zwei Mädchen kaſſieren, alt und geſchminkt, mit denſelben Farben gemalt, von denen das Karuſſell roſa und rot iſt. Sie haben goldene Ringe, ſchlechte Zähne und verſchiedene Krankheiten. Man ſieht das von weitem. Das ſind die beiden Frauen, die die Militärbehörde erlaubt. Die beiden einzigen erlaubten Frauen in Döberitz. Dreihundert junge Rekruten ſtehen um ſie herum. Die Drehorgel ſpielt. Aber erſt kommen die

Digitized by Google

Herren Unteroffiziere. Der Boden um das Karuſſell iſt feſtgetreten. Das Gras geknickt und niedergewalzt. Es wird dunkel. Das Karuſſell ſteht ſtill.

Gibt es noch Tiere in dieſer Landſchaft? Vögel, die fliegen können? Gibt es noch etwas Unkontrolliertes, was dem Militär nicht unterſteht? Es gibt vor allen Dingen Stacheldraht. Stacheldraht iſt um jeden Baum, neben jedem Weg, vor jedem Feld. Stacheldraht begleitet vom Morgen bis zum Abend den jungen Rekruten. Stacheldraht führt ihn auf den rechten Weg. Stacheldraht und Befehle halten die Ordnung aufrecht. Stacheldraht und Befehle regieren die Welt.

Gibt es einen Gott? So iſt er Unteroffizier und ſteht ſtramm vor ſeinem Feldwebel. Der Himmel über Döberitz ſtürzt nicht ein.

Hielte die Welt einen Moment den Atem an und horchte nach den Kaſernenhöfen und Exerzierplätzen, die es in jeder Stadt und in jedem Lande gibt, ſo würde der Lärm der geſchrienen und gebrüllten Befehle wie der Schrei eines dummen und blutgierigen Tieres in alle Ohren und Herzen gellen. Aber ſähe die ganze Welt einen Moment lang nach Döberitz, ſo würde ſie erſtarren vor Entſetzen. Aus dieſer erſtarrten Stacheldrahtwüſte, aus dieſer Welt des Reglements ſteigt kaum noch ein Schrei, unter Befehlen erſtickt ſelbſt der Befehl, die Wüſte ſchweigt. Döberitz, das iſt die Hölle, das Letzte, das Unmenſchlichſte, was Menſchen aus der Erde und aus ſich ſelber machen können.

Steht am jüngſten Gericht der Kaiſer oder ein General und Kriegsminiſter oder ein Kriegs-

Digitized by Google

und Militärphiloſoph vor Gottes Thron und beginnt in ſeiner Uniform mit ſeinen Orden auf der Bruſt, von der Größe Preußens zu reden, von Arbeit und Kampf, von Pflichtbewußtſein, Pflichterfüllung, Unterordnung und Gehorſam, ſagt er: „Ertüchtigung“ und „Selbſtlos dienen“ — dann wird einer von den kleinen Rekruten vortreten und nur das eine Wort „Döberitz“ ſagen, ganz leiſe, aber ohne Scheu und nicht mehr die Hände an der Hoſennaht.

Und dann wird nicht nur General und Kaiſer, nicht nur der Kriegsphiloſoph, dann wird ganz Preußen, dann wird die ganze Geſchichte, mit all ihren Schlachten und Siegen, dann werden alle großen Männer, die ſich des Militärs bedienten, dann werden alle Länder, die ſich des Militärs bedienten, dann wird alle Größe und alle Arbeit und aller Stolz und aller Ruhm, der ſich nur irgendwie auf Krieg und Militär aufbaut, dann wird das alles zuſammenbrechen und hinunterraſen wie in einen Abgrund. Dann werden alle großen Helden und Politiker und Generäle taumeln und in die Knie knicken vor dem kleinen Rekruten und ſeinen Brüdern. Dann wird die Erde wanken und der Himmel zittern, und Gott ſelbſt wird ſchweigen und aufhören, Urteile zu ſprechen.

Denn nicht der Krieg iſt das letzte Verbrechen, nicht der Krieg iſt die ſcheußlichſte Sünde, nicht der Krieg iſt die tiefſte Erniedrigung des Menſchen — die äußerſte Gemeinheit iſt das Militär. Der Krieg iſt das Verbrechen, das alle anderen Verbrechen enthält: Mord, Raub, Mißhandlung, Lüge, Verrat, jedes Verbrechen, jede Gemeinheit, jede Beſtialität und jedes Laſter. Aber der Krieg

Digitized by Google

iſt, ſo grauſam, entſetzlich, gemein er auch iſt, irgendwie groß in ſeinen Laſtern, die aus Leidenſchaften ſtammen. Aber das Militär iſt niemals groß, nicht einmal im Laſter, und ohne jede Leidenſchaft. Das Militär iſt nichts als die Vorbereitung des Krieges. Hier wird nicht gemordet, hier wird der Mord gelehrt und geübt. Hier wird das Laſter ſchematiſiert. Hier wird die Brutalität zum Syſtem. Hier wird der Gemeinheit ein Reglement gegeben.

Hier wird das Verbrechen auf Flaſchen gezogen. Hier erſt erhält die Grauſamkeit, hier erhält die Brutalität ihre höchſtmögliche Vollendung. Hier wird der Krieg der Leidenſchaft entkleidet, und über bleibt das reine ſyſtematiſche Verbrechen, die Verrohung des Menſchen, die Vergewaltigung der Welt nach dem Syſtem, nach dem Stundenplan, Mord und Vergewaltigung, gelehrt, geübt und vorgeführt von diplomierten Mördern und Leichenſchändern, von kleinen gemeinen, ſtaatlich beſoldeten und dekorierten Verbrechern. Um wieviel ekelhafter als ein Luſt- und Raubmörder, der aus Begierde oder aus Habgier mordet, um wieviel ekelhafter iſt ein Unteroffizier, ein Leutnant, der einen wehrloſen jungen Rekruten ſolange Kniebeuge machen läßt, bis er umfällt. Wieviel grauſamer, wieviel gemeiner als Mord und Totſchlag iſt die Folter. Wieviel gemeiner als der Mörder iſt der Folterknecht.

Nicht jeder Leutnant quält ſeine Leute? Schreit nicht jeder Leutnant jeden Tag: „Nehmen Sie die Knochen zuſammen!“ Verlangt nicht jeder Vorgeſetzte die „ſtramme Haltung“: die Hände an der Hoſennaht, die Hacken zuſammengepreßt,

Digitized by Google

den Kopf geradeaus gereckt? Das ist die systematische Entwürdigung, Erniedrigung, Versklavung des Menschen. Damit fängt die Folter an. Übergriffe Einzelner? O nein, schlimmer als der Folterknecht ist der Richter, der dabei zusieht. Schlimmer als der Unteroffizier ist der General. Schlimmer als der schlimmste Menschenschänder unter Generälen und Unteroffizieren ist das menschenschänderische System des Militarismus.

Nicht die Soldatenmißhandlung, nicht der Übergriff, das einfache Exerzierreglement, der einfache, alltägliche Befehl, das Strammstehen und das „Stillgestanden" — das ist der Beginn der Unmenschlichkeit, das ist der Beginn der Vergewaltigung und der Versklavung, damit beginnt die Herrschaft der Brutalität, damit beginnt die brutale Gewalt, die Ungerechtigkeit, das Verbrechen. Damit beginnt der Mord, der systematische Mord am Menschen und an der Menschlichkeit.

Der Krieg ist so schrecklich wie ein Verbrechen, wie ein Laster, ein Schmerz, ein Leiden nur sein kann. Seine Grausamkeit ist nicht zu überbieten. Aber seine Gemeinheit wird überboten. Er ist die Hölle. Aber Döberitz — das ist mehr als die Hölle.

Ich weiß, es gibt viele solche Truppenübungsplätze. Wir kennen alle welche. Sie heißen Munster, Warthelager, Sennelager, Bitsch. Wir kennen sie. Wir wissen Bescheid.

Und wenn noch ein Schweißhund der nationalistischen Meute, wenn noch ein Kriegsprophet und Prediger, wenn noch irgend jemand je es wagen sollte, uns den Krieg zu preisen und das Militär zu loben, den Militarismus in irgend-

Digitized by Google

einer Weise zu verteidigen — dann wollen wir ihn nicht niederbrüllen, dann wollen wir keine langen Reden halten, dann wollen wir ihn nur ganz ruhig anſehen und dies eine Wort ſagen: „Döberitz“.

Und wenn er dann noch weiter ſtammelt, wenn er dann noch irgend ein Wort wagt, dann die Fauſt ihm in die Freſſe!

Sanftmut iſt gut. Allen gegenüber wollen wir ſanft und beſcheiden und demütig ſein. Aber wer einen Säbel trägt und den Säbel verehrt, wer befiehlt und den Befehl bewundert — dem gegenüber keine Sanftmut und keine Geduld und keine Schonung!

Döberitz — das genügt. Nehmt euch in acht! Wir haben nichts vergeſſen.

Digitized by Google

REVOLUTIONSMUSIK

Geſchrieben im Juli 1918

So oft ich nach Berlin komme, wird meine Stimmung die gleiche. Mies wird mir. Vielleicht habe ich immer zu wenig Geld? Aber man ſage nicht, daß das meine Schuld iſt! Wie ekelhaft iſt ein Ort, an dem man Geld haben muß, um glücklich zu ſein.

Ich habe nie ſo viel Geld, daß ich wohnen kann, wo ich möchte. Ich muß in ein kleines Hotel gehen und eins von jenen Zimmern nehmen, in denen rote Wollvorhänge hängen. Verſtaubter Stuck an der Decke. Ein Kaiſerbild. Und vergeſſene Haarnadeln auf dem Tiſch.

Dann wird mir mies zu Mute. Und wenn von dem grauen Hof aus der Küche herauf ekelhafte Gerüche und Geſchrei aufſteigen, gehe ich traurig weg. Traurig gehe ich dann über die Friedrichſtraße, und alles, was ich ſehe, erſcheint mir traurig. So armſelig ſind all dieſe Menſchen in ihrer Armut und noch armſeliger die Eleganten, die vielleicht auch nicht wiſſen, wovon ſie leben ſollen, und die hier, wie ſie die Straßen durcheilen, hinter all ihren Stirnen doch nur an das Geld denken, das ſie nicht haben, oder das ſie haben und einteilen müſſen. Und auch die ſind nicht glücklich, die ſo viel haben, daß ſie alles ſich kaufen können, ohne zu zögern.

Alles iſt käuflich, die Sachen hinter den Schaufenſtern und die Menſchen davor. Alle ſind käuflich.

Digitized by Google

Und in meinem Kopf und meinem Herzen hat gar kein anderer Gedanke mehr Platz als dieser: wie grausam und traurig das alles ist, wie gemein das Geld ist und wie gemein die Welt, in der es regiert, und wie elend all diese Menschen sind, die es haben, wie die, die es haben möchten. Alle immer so auf der Jagd oder selber gejagt und gehetzt von anderen und von sich selbst, wie Tiere und Jäger in einem Käfig. So elend, so klein, so gemein sind die Menschen geworden und haben die Welt gemein gemacht und all das nur durch das Geld und die Gier nach Geld.

Dann freut mich nichts mehr. Nicht die breiteren Straßen, die Avenuen, die Parks, die schönen Häuser, nicht einmal die hübschen jungen Gesichter. Auch sie sind ja alle verkauft und verraten. Die ganze große Schönheit dieser Städte aufgebaut aus Geld, aus geraubtem, gestohlenem, erbeutetem Geld, aus Geld, an dem Blut und Schweiß und Schmutz und Tränen klebten — — denn anderes, reines Geld gibt es ja nicht.

Und wie ich in Mitleid leide mit all diesen Armen, mit den Mägden, die da im Hotel in der Küche schrien und schimpften, mit dem Kellner, der auf mein Trinkgeld lauert, mit dem Schutzmann, der mich so mißtrauisch ansieht, mit dem Strichjungen, der mir so süß zulächelt, — wie ich mit großem Erbarmen vor ihnen nicht weiß, was ich tun soll, die mir so feindlich sind in ihrer Armut und Gier, — faßt mich der Haß dann doppelt und schüttelt mich, der Haß gegen diese Stadt und diesen Staat, gegen diese Welt und die, die sie regieren, die ihre elenden, er-

Digitized by Google

bärmlichen Einrichtungen verteidigen, die das Geld und den Beſitz verteidigen, die Kaſernen und Zuchthäuſer und Banken und Kirchen und Schulen und Gefängniſſe aufrichteten, zum Schutze der Ordnung, dieſer Ordnung, die die beſtehende Ordnung mit Bajonetten verteidigen, wenn es drauf ankommt, dieſe erbärmliche Ordnung des Beſitzes, dieſe Ordnung des Geldes, des Verbrechens, des Laſters, dieſen Urſprung aller Sünde und allen Elends und aller Schande und aller Gemeinheit.

*

Da iſt ein Schaufenſter, da ſtehen vier Kaiſer, unſerer von Deutſchland, der Öſterreicher, der Sultan und der von Bulgarien. Sie ſtehen da aus Wachs in Uniformen. Daneben kann man Indianer ſehen oder eine Frau mit Affenhaar. Und da iſt auch eine Halle mit Grammophonen. Da kann man Muſik hören. Zehn Pfennig das Stück. Da kann man ſingen und ſpielen hören. Mozart, Verdi und ſpaniſche Tänze, Tangos und Ragtimes. Und Claire Waldoff.

Und obwohl ich manchmal denke, es iſt nicht recht, Muſik zu machen, während die Erde ſich ſo im Elend und Dreck umherwälzt, es iſt nicht recht, zu dieſer Ordnung der Dinge Muſik zu machen und vielleicht Tyrannen eine Arie zu ſingen, zu ihrer guten Zigarre nach Tiſch — obwohl ich ſo denke, gehe ich doch in dieſe kleine Halle. Ich kenne ſie gut. Sie iſt ſchon oft mein Troſt geweſen. Da höre ich, was ich ſo gerne höre.

Kol Nidra — das alte Gebet. Der Oberkantor von Wilna ſingt es. Ich verſtehe kein Wort

Digitized by Google

davon und höre nur das klagende Geheul, aber mein Herz zittert vor dieſem häßlichen ſchmerzzerriſſenen Gejammer.

Auch Verdi höre ich und Puccini und Mozart. — Wie ſüß ſind dieſe Seufzer aus „Tosca“ und „Bohême“! Ganz dumm wird man von all dem ſüßen Schmerz. Und Caruſo ſingt ſo ſchön! Er ſchluchzt, wenn er Atem holt, und iſt ſchön wie ein Tier. Das heißt, ſeine Stimme iſt ſchön und fett wie die eines Tieres.

Aber im Rigoletto iſt eine Stelle: „Tempi buone, tempi buone.“ Das ſingt er, als ob er die Trommel ſchlüge. Ich weiß nicht, was es heißt; aber ſein Ton feuert an.

Manchmal ſitze ich da und weine, weil eine dieſer Melodien zu ſchön, zu ſüß oder zu traurig iſt. Aida, Don Giovanni, Troubadour — das iſt unerträglich ſchön. Soviel Schönheit, ſoviel Inbrunſt unter ſoviel Dreck und Not und Elend — das iſt unerträglich. Tränen ſtürzen mir in die Augen.

Auch den Rakoczy-Marſch höre ich. Und die Marſeillaiſe. Und wenn ich nun weine, ſo iſt es nicht mehr vor Schmerz. Ich denke daran, wie einſt vor dieſer Melodie die Menſchen aufhörten, klein zu ſein, klein und niedrig und gemein. Wie ſie mit dieſer Melodie aufwachten und aufhörten, ſchlecht zu ſein, wie ſie einmal, einmal in ihrem Leben, nicht nach Geld gingen und nicht von Geld getrieben, wie ſie mit dieſer Melodie marſchierten: zum Guten, zur Freiheit, zum Licht; wie ſie mit dieſer Melodie und dieſen Worten anſtürmten gegen das Geld und die Macht, gegen die Zuchthäuſer und die Kaſernen, gegen Herren und Knechte und alles, was ſchlecht war.

Digitized by Google

Wie sie einmal mit dieser Melodie aufstanden, sich aufrissen, um gut zu sein, wie sie einmal vor diesem Gesang Geld und Angst und Hunger und Not, wie sie alles vergaßen, um einmal gut, um einmal mehr als ein Tier, um endlich einmal Mensch zu sein.

Allons enfants de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé.
Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé.
Marchons, marchons,
Qu'un sang impure
Abreuve nos sillons!

Ich denke daran, wie ich dieses Lied in Frankreich gehört habe. Nicht mehr als Revolutionsfanfare, nicht mehr aufstachelnd und peitschend, aber hinreißend noch immer, hinreißend, gut zu sein.

Die Gärten von Meudon trieften vom Tau, oder war es ein Sommerregen gewesen? Da floß die Seine. Da lag Paris. Unendlich groß, unendlich weit die Welt und unbeschreiblich, unbegreiflich schön.

Ich denke auch an die Toten in Rußland, an die russische Revolution. Ich weiß nicht, mit welchen Liedern sie kämpften. Ich weiß nicht einmal, ob sie sangen. Aber sie gingen wie jene Franzosen, wie oftmals schon in allen Ländern, mit und ohne Marseillaise, Menschen aufstanden, um zu kämpfen. Um Geld und Angst und Hunger zu vergessen und anzustürmen gegen die Macht. Gegen die Macht, die diese Welt in Ordnung hält. In dieser gemeinen, gottlosen Ordnung.

Sie stürmten, in Städten wie dieses Berlin, in diesen von Geld verpesteten Städten, einen Augenblick lang, einen herrlichen Augenblick

Digitized by Google

nicht von Geld getrieben, nicht um Geld zu haben, sondern um Geld zu vernichten, um sich und die Welt vom Geld zu befreien, von seiner Macht, seiner Herrschaft, von seinem Schmutz. Sie stürmten, kämpften, bluteten und fielen dort neben uns, hier eben neben uns, um frei zu sein, um frei zu sein vom Geld, um gut, um endlich wieder Mensch zu sein.

Und wenn ich nun weine, so ist es nicht mehr vor Schmerz. Ich weiß ja, daß einmal dies alles aufhört, diese Jagd des Geldes, diese Welt der gottlosen Ordnung, diese Welt der Macht. Daß einmal wir alle aufwachen werden, aufstehen werden, um uns frei zu machen. Daß einmal eines Tages nicht mehr dies verpestete Geld und nicht mehr unsere eigene Angst und Gier, daß nichts mehr zwischen uns sein wird, als ein einfacher Friede. Daß einmal dann der Mensch den Menschen sehen wird, frei, nackt und gewiß sehr fehlerhaft, aber so ganz wie er selbst, so ganz — sein Bruder.

*

Ich fühle mich glücklich auf meinem Stuhl und nicht mehr verlassen in dieser kleinen schmutzigen Halle, wo Schüler, Matrosen und dicke Mädchen sitzen und „Puppchen“ und andere Stücke hören.

Ich gehe hinaus auf die Straße, und es ist mir, als müßte ich alle anhalten, alle diese eiligen, gehetzten Passanten: „Lauft nur! Beeilt euch nur! Wozu? Wißt ihr, wozu? Bleibt einmal stehen! Besinnt euch! Haltet an!

Hört ihr nicht irgendwie — dies Schweigen über euch?“

Digitized by Google

SONNTAGMORGEN IN ESSEN AN DER RUHR

Ich bin für einen Tag und eine Nacht in Eſſen an der Ruhr. Ich ſehe von dem Schreibtiſch aus, an dem ich ſitze, durch ein weißgeſtrichenes Fenſter, das in kleine Quadrate geteilt iſt, auf ein noch nicht lange bebautes Viertel einer Wohnhausvorſtadt hinab. Ich ſehe drei oder vier Straßen, drei oder vier Villen, die in Gärten liegen, dahinter andere Häuſer, Dächer und eine Kirche, ein großes Gebäude, das wie eine Schule, ein Krankenhaus oder ein Amtsgericht ausſieht, und im Vordergrunde unter meinem Fenſter ein weites Feld, das noch nicht bebaut iſt, uneingezäunte Gärten und kleine Kartoffeläcker einen Weg, einen Zaun und eine Tür aus Latten, Bohnenſtangen und Bohnen, Gerümpel und ſchmutzige Erde. Selten einen Menſchen. Es regnet. Und an der Hintertür des großen Gebäudes ſteht ſchwarz und weißgeſtreift ein Schilderhaus.

Es ſoll geheizt werden, und in der Heizung, die noch kalt iſt, pocht ſchon das Waſſer oder der Dampf.

Auf meinem Schreibtiſch liegt ein Buch von Verlaine: „Des Vers.“ Eins der Gedichte heißt:

Un Veuf parle

und beginnt:

Je vois une groupe sur la mer.
Quelle mer? Celle de mes larmes.

Auf „mer“ reimt ſich nachher „amer“, auf „larmes“ „d'alarmes“. Er ſagt:

Digitized by Google

Mes yeux mouillés du vent amer.
Dans cette nuit d'ombre et d'alarmes
Sont deux étoiles sur la mer.

Daneben im Bücherſchrank liegt Hauptmanns griechiſcher Frühling. Darin ſtehen Sätze wie dieſe: „Überall duftet der Thymian.“ „Sofern uns ein Menſch begegnet, iſt es ein Hirt.“ „Das attiſche Wunder.“ „Dagegen bleiben die reinen Kräfte der Phantaſie heute ungenützt — — — ſtatt daß ſie am ſauſenden Webſtuhl der Zeit — gemeinſam der Gottheit lebendiges Kleid —.“

Ich mag dieſes Buch nicht leiden. Es iſt in Pergament gebunden und hat auf ſeinen zweihundert Seiten, ich glaube, nicht eine einzige Liebesgeſchichte. In Griechenland! Unter blauem Himmel! Zwiſchen braunen Menſchen, Hirten und Mädchen!

Es iſt kalt und der Regen klappert am Fenſter. Auf meinem Schreibtiſch liegt Tabak. Ein Paket aus Algier mit arabiſchen Zeichen, einem Pferd in Holzſchnitt und der Firma „Azoulay et Cie., Rue Jean-Bart“. Daneben liegen kleine Blocks mit Zigarettenpapier. Das Papier iſt weiß, leicht gerippt und dünn, wie ein Hauch. Der Umſchlag der Büchlein iſt rot, braun- oder ziegelrot und ſchwarz bedruckt mit dem Kopf eines Türken. Eine Umrahmung und der Name „Les dernieres Cartouches“ ſind darauf zu ſehen und hinten ganz dick gedruckt

„Bloc 216“

wie eine Zahl in einem Bild von Picaſſo. Auch Zündhölzer liegen bereit. Kleine Paketchen. „I'm proud of You. So are the folks at home“ ſteht unter einem Bild von „Uncle Sam“, der

Digitized by Google

zwei amerikaniſchen Soldaten Rieſenarme um die Schultern legt. „The gift of the amerikan red cross“ ſteht auf dem Deckel und drinnen noch einmal auf jedem einzelnen Streichholz: „American red cross“. Die Hölzer ſind kurz, paraffingetränkt und haben ganz dicke rotbraune Köpfe.

Es iſt Sonntag. Die Glocken haben geläutet. Und auf den naſſen Straßen erſcheinen vereinzelte Menſchen. Sie ſehen wie Kirchgänger aus: ſchwarz und mit Schirmen.

Zuweilen hört man einen Wagen der Straßenbahn. Nicht ſichtbar. Der Schaffner läutet.

Ich will aufhören zu ſchreiben und mir eine Zigarette drehen.

Digitized by Google

SCHMIED

Eines Abends ging ich mit Schmied ſpazieren. Schmied war ein Dichter aus Argentinien. Wir gingen den Kurfürſtendamm entlang, es war Herbſt, über gefallenes Laub nach Charlottenburg. In einer Kneipe am Bahnhof war der Rotwein noch billig. Ich liebe dieſe Lichter an den Gleiſen der Bahn, beſonders in der Dämmerung, wenn es noch nicht ganz dunkel iſt. Schmied erzählte von Buenos Aires. Er hatte als Knabe mit ſeinem Bruder dort auf den Dampfer nach Deutſchland gewartet. Er kam aus den Pampas. Buenos Aires war die erſte Stadt, die er in ſeinem Leben ſah. Weiße Häuſer, grüne Gärten, Palmen in den Anlagen und aus offenen Fenſtern Muſik. In dem Hotel eine Waſſerleitung. Abends ſaß man auf den Dächern, in Zelten, Veranden oder auch einfach ſo unter den Sternen des Himmels.

Eines Tages ſollte ein Dampfer nach Frankreich fahren. Am Geländer der Landungsbrücke ſtand eine Dame. „Weißt Du," ſagte er, „ſo franzöſiſch, wie man ſie eigentlich nur in Genf ſieht". Sie hatte ihren Sohn ins Boot gebracht. Aber es ſtellte ſich nachher heraus, daß es vielleicht gar nicht einmal ihr Sohn war. Sie ſah hinunter in das Boot, in dem er ſaß. Ein etwa fünfzehnjähriger Junge, ſehr gut gekleidet. Er ſaß auf ſeiner Bank und ſah, während das Boot im Waſſer ſchaukelte, unverwandt zu ihr hinauf.

„Das iſt nun mehr als zwanzig Jahre her. Iſt es nicht ſonderbar, daß man ſolche Sachen in mehr als zwanzig Jahren nicht vergißt, zwiſchen Europa und Amerika?" Ja es war ſonderbar.

Digitized by Google

Wir tranken den Wein. Schmied unterbrach ſich. In der Wand hinter unſerm Sofa gab es nämlich einen Geiſt. Schmied konnte mit ihm ſprechen. Wenn er das Geſicht in den Händen vergrub und lautlos rief, dann antwortete der Geiſt. Etwa wie eine Eule ſchreit, wie das Käuzchen auf der Bühne, wenn in Macbeth der Mord geſchieht. Schauerlich. Aber manchmal antwortete der Geiſt auch nicht. Heute antwortete er nicht. Und Schmied erzählte weiter.

Es habe ſo ausgeſehen, ſagt er, als hätten die beiden, die Dame und der Junge, ſich zum Abſchied noch viel zu ſagen gehabt. Aber die Entfernung war zu groß. Sie hätten ſchreien müſſen. Deshalb ſchwiegen ſie.

Und nun kam auch noch der Vater. Er kam in einem Wagen aus der Stadt. Er entſchuldigte ſich, weil er faſt zu ſpät gekommen wäre. Aber die beiden hätten wohl lieber geſehen, wenn er überhaupt nicht mehr gekommen wäre. Er rief nämlich mit lauter Stimme noch viele Ermahnungen in das Boot hinunter. Der Junge antwortete nicht, und die Dame ſchwieg. Feindſelig ſchwieg ſie. Aber nun fuhr das Boot ab, und da beugte ſie ſich raſch ganz weit über das Geländer hinunter und ſetzte an, noch etwas zu ſagen. Aber das hätte der Junge nicht mehr gehört. Da beugt ſie ſich noch weiter vor und rief, ſo laut ſie es konnte, hinunter: „Henry!“

Und nun ſtand plötzlich der Junge auf ſeiner Bank, obwohl das Boot ſchon ſtark zu ſchwanken anfing, reckte ſich hoch und rief: „Jamais!“ Er war ganz bleich, hob die Hand empor und rief,

Digitized by Google

als ob er ihr ſchwören wollte, noch einmal: „Jamais!“ „Niemals, Niemals!“ Und dabei ſah er in ihr Geſicht. Als ob ſie gerufen hätte: „Komm wieder“, oder vielleicht auch „Vergiß mich nicht!“

„Ich liebte den Jungen, wie er ſo daſtand, und die Dame noch mehr. Aber ich haßte den Vater. Verſtehſt du das?“

„Ich habe ſie dann noch wiedergeſehen. Sie wohnte im ſelben Hotel wie ich. Sie ſpielte Klavier. Ich habe das immer noch in Erinnerung, wie ſie mitten in einem Walzer abbrach und an das Fenſter kam. Wie die Sehnſucht ſelbſt.“

„Ich glaube, das war meine erſte Liebe. Ich liebte ſie, und ihren Jungen liebte ich auch. Ich glaube nicht, daß es ihr Sohn war. Ihr Stiefſohn vielleicht? Und der Vater wird ihn fortgeſchickt haben aus Eiferſucht. Was meinſt du? Sie liebten ſich, die beiden. Sicher, ſie liebten ſich! Er war ein kleiner Kavalier.“

Ich weiß nicht genau mehr, ob Schmied mir das wirklich erzählte. Aber wenn ich an ihn denke, wie er ſo daſaß, ein wenig verwirrt, ein wenig verwahrloſt wie in der Verbannung, aber ein König, ein Fürſt, ein Edelmann, ein Dichter, mit leuchtenden, unendlich gütigen Augen, ſo iſt mir doch, als hätte er mir das erzählt.

„Tolle Welt! tolle Welt!“ ſo pflegte er zu ſagen. „Aber Proſt, du herrlicher Camarado!“

Digitized by Google

ZWEI POSTKARTEN UND EIN BUCH

Ich muß von Osnabrück nach Bremen fahren. Und ich habe nicht ſoviel Geld, daß ich D-Zug fahren kann. Das heißt, vielleicht habe ich doch ſoviel Geld. Ich darf es nur nicht für den D-Zug ausgeben.

Ich fahre ungern Perſonenzug. Ich fürchte mich vor dieſer langen, langſamen Fahrt durch die dunklen Wieſen und durch die Heide. Ich habe niemanden, der mit mir fährt. Ich bin allein. Und die Wagen der dritten Klaſſe ſind kalt und ſchmutzig.

Aber ich habe doch eine Art von Begleitung, eine Begleitung, auf die ich mich freue, mit der auf der Fahrt allein zu ſein ich mir wünſche. Es ſind zwei Poſtkarten und ein Buch. Die Karten ſind Anſichtskarten und kommen aus der Schweiz. Das Buch iſt von Emmy Hennings und heißt „Gefängnis“. Ich werde wohl gar nicht darin leſen. Ich habe gar nicht das Bedürfnis, darin zu leſen. Ich will nur daſitzen und es in der Hand halten und mich an Emmy Hennings erinnern. Ich habe ſie oft geſehen, in Kabaretts, auf der Straße, auf Bildern, ich weiß nicht wo. Ich habe ſie vor allem in Paris geſehen. Das war ein Jahr oder zwei vor dem Kriege. Da kam sie zuweilen in unſer Café und ſaß vor einem bunten Apéritif. Sie ſah ſo jung aus. Wie ein kleines Mädchen, das ſeine Schultaſche vergeſſen hat. Sie malte kleine Bildchen auf Papier, das ſo groß wie ein ganz kleiner Briefbogen war. Heiligenbilder waren es meiſtens. Zuweilen reichte ſie mit ihrer Hand ſo ein Bild

Digitized by Google

über den Tisch herüber: den heiligen Antonius oder den heiligen Johannes. „Sieht er nicht aus wie ein süßer kleiner Strich-Junge?" Ja, er sah aus, wie ein süßer kleiner Strich-Junge. Und sie selber sah aus, wie ein süßes kleines Mädchen.

Ich habe nicht hundert Worte mit ihr gesprochen, habe sie immer nur so aus der Ferne — verehrt? Nein, „verehrt" ist ein häßliches Wort. „Lieb gehabt" würde das richtige sein. Jetzt sitze ich da mit ihrem Buche in der Hand, auf dem steht so traurig: „Gefängnis". Schwarz auf Weiß.

Es ist kalt, und ich friere. Ich habe einen Wintermantel an aus schwarzer Wolle und einen bunten seidenen Shawl, einen schwarzen Hut und schwarze Schuhe. Ich klemme das Buch unter den Arm, die Hände tief in der Manteltasche, strecke die Füße weit von mir und denke an die beiden Postkarten aus der Schweiz, die ich in meiner Brusttasche habe. Auf ihnen ist Charlie Chaplin zu sehen. Ich habe schon viel von ihm gehört, aber ich habe ihn noch nie gesehen. Er soll entsetzlich viel Geld verdienen, mehr Geld als alle anderen Schauspieler der Welt. Ich habe viele Anekdoten über ihn gehört. Anekdoten, wie sie Manager erfinden, die für ihren Schauspieler Reklame machen müssen. Aber wenn man meine beiden Photographien ansieht, vergißt man das alles. Sie sind viel schöner und viel sonderbarer als alles, was man über einen Menschen erfinden könnte.

Auf der einen sieht man ganz groß seinen Kopf. Ein von Schminke und Puder ganz weißes Gesicht. Ein steifer Hut, ein schäbiger Anzug,

Digitized by Google

kein Kragen und eine zerriſſene Weſte. Über ganz herrlichen Zähnen ein kleiner Schnurrbart, ſchwarz und die Augenbraunen auch ſchwarz gemalt. Aus dieſem weiß und ſchwarz gemalten Porzellan- und Pierrot-Geſicht ſehen zwiſchen gemalten Brauen, gemalten Schatten und gemalten Wimpern zwei Augen, die man nicht ſieht, nach der Seite. Man ſieht ſie nicht, weil er lacht. Man ſieht nur zwiſchen gemalten Rändern einen ſchelmiſchen Schimmer von Schwarz und Weiß. Das iſt kaum noch ein Menſchengeſicht, das iſt die Maske eines chineſiſchen Schauſpielers. Die Augen rollen darin wie in ausgeſchnittenen Löchern, und der Mund iſt ſicher ganz giftig rot.

Auf der anderen Photographie ſieht man ihn, den Charlie Chaplin, ganz. Er trägt denſelben Hut und denſelben Anzug. Derbe, etwas zu große Schuhe und eine ganz unmögliche Hoſe Er ſitzt auf einer Treppe, und neben ihm sitzt ein kleiner Hund. Der Film iſt ſehr komiſch und heißt: „Ein Hundeleben“. Aber Charlie ſitzt da ſo armſelig und ſo rührend, daß man nicht weiß, ob man lachen ſoll oder weinen, und ihn gleich „Charlie“ bei Namen nennt. Er ſitzt mit hochgezogenen Knien, die Arme über der Bruſt gekreuzt und die Hände, mit denen er nicht recht weiß, was anfangen, die aus zu kurzen Ärmeln ragen, zu kleinen wehmütigen Fäuſten geballt. Das bleiche Gesicht mit dem kleinen Schnurrbart und dem großen ſteifen Hut darüber iſt ihm ein wenig herabgeſunken, halb auf die Schulter, halb auf die Bruſt. Aus dem mondſcheinweißen Puder ſehen unter hochgezogenen Brauen zwei große, vorwurfsvolle

Digitized by Google

Augen, ſchüchtern, bekümmert und völlig ratlos. Und neben ihm ſitzt ſein kleiner Hund. Der ſieht genau ſo aus wie er. Er iſt ganz weiß, nur die Augen ſind ſchwarz und die Schnauze iſt ſchwarz, und um das eine ſchwarze Auge iſt ein großer ſchwarzer Flecken. Er hat ſich hingeſetzt und lehnt ſich an ſeinen Herrn. Die kleinen Pfoten, die noch ganz weich und jung ſind, rutſchen ihm etwas zur Seite. Er lehnt ſich an. Er ſieht ganz aus wie ſein Herr. Aber ſein Herr iſt noch ſanfter und hilfloſer und ſieht mit ſeinen großen Augen noch hilfloſer in die Welt. Möge Gott ihnen beiden helfen!

Es iſt eine Szene aus einem komiſchen Film. Alle Welt lacht darüber. Ich auch. Aber ich lache vor Rührung. Ich könnte auch weinen. So ſüß, ſo zart, ſo ſentimental iſt dieſe Photographie. Ein ausgeſtoßener Menſch, der mit ſeinem Hund vor einer Tür ſitzt. Die iſt verſchloſſen. Ein Vagabund und ſein Hund. Weiter nichts. Ich kenne kein Bild von Picasso und kein Gedicht von Jammes und keine Geſchichte von Charles Louis Philippe, die zarter und ſchöner und zärtlicher wären.

Ich habe die beiden Karten ſchon drei Tage. Ich kenne ſie ganz genau. Ich brauche ſie gar nicht mehr anzuſehen. Aber ich nehme ſie aus meiner Taſche und ſehe ſie doch noch einmal an. Erſt die eine. Und dann die andere.

Draußen wird die Landſchaft immer flacher. Kein Wald mehr. Nur Wieſen und kleine Gebüſche. Bald ſieht man nichts mehr. Es wird ſchon dunkel.

Ich nehme das Buch und fange an zu leſen. Es iſt ein trauriges kleines Buch. „Gefängnis."

Digitized by Google

Ja, Gefängnis. Ich kenne das. Von außen und von innen.

Emmy Hennings erzählt nur ihre kleine Geſchichte. Ganz einfach und ordentlich. Wort für Wort. Erſt Unterſuchungsgefängnis. Und dann Strafgefängnis.

Ein Herr tritt ein. „Alſo ich komme da von der Polizei.“ Und ein paar Seiten ſpäter: „Sie ſind verhaftet.“

Und nun geht das kleine Schulmädchen aus Paris mit ihren blonden Haaren und ihrer Handtaſche den Leidensweg, der auf der Polizeiwache anfängt, zwiſchen Schutzmännern, Wärtern und Wärterinnen, Gefängnismauern, Gefängnistüren, Gefängniswagen und den Gefangenen. Es paſſiert ihr nichts beſonders Schreckliches. Nur das, was täglich, ununterbrochen paſſiert, was paſſieren muß, da es ja Gefängniſſe gibt. Sie wird aufgeſchrieben und eingekleidet, ſie ſitzt und liegt in ihrer Zelle, ſie fürchtet ſich und hat Angſt und weint, ſie wird krank und kommt in eine andere Zelle, ſie muß den Korridor aufnehmen und ihren Kübel leeren, ſie unterhält ſich mit den Mitgefangenen, ſie ſteht und wartet auf das Eſſen, und eines Tages wird ſie entlaſſen.

Das war die Unterſuchungshaft. Und dann geht ſie, nachdem ſie verurteilt iſt, mit der „Zuſtellung“ in ihrem Handtäſchchen, vor die Stadt hinaus, zum Strafgefängnis. Wie ein kleiner Rekrut, der ſeinen Stellungsbefehl erhalten hat und zur Kaſerne geht, zu ſeiner eigenen Hinrichtung.

„Ich will nicht fliehen. Es wäre nicht richtig. Ich werde hineingehen müſſen. Ich habe mein

Digitized by Google

Urteil unterſchrieben, ſo werde ich jetzt auch bis zu Ende gehen müſſen. Je früher ich hineingehe, deſto früher komme ich heraus." Aber gleich danach: „Wäre ich doch allein geblieben! Das Gefängnis kommt von der Gemeinſamkeit."

Ja, das tut es.

Dies kleine Buch iſt traurig, ſchön und ſchrecklich. Es erzählt ganz ſtill und beſcheiden, wie etwas Furchtbares geſchieht. Daß Emmy Hennings ins Gefängnis muß? Nein, ſo heißt dieſe Geſchichte durchaus nicht. Sie heißt ganz anders. Sie heißt ganz kurz und beſcheiden: „Es gibt Gefängniſſe".

Ja, es gibt Gefängniſſe. Weshalb? Damit wir ſicher und wohlbeſchützt in unſeren Häuſern ſitzen können bei unſerm Geld und unſern Büchern, damit wir Geld verdienen und ausgeben können, damit unſer Leben in Ruhe und Ordnung — ja damit Ruhe und Ordnung „herrſchen". Unſer Leben iſt ſo geordnet, daß es Gefängniſſe geben muß. Das iſt der Inhalt dieſer Geſchichte.

Ich wünſchte, daß jeder Richter ſie läſe. Ich wünſchte, daß jeder von uns ſie läſe. Ihr alle, die ihr noch nicht im Gefängnis wart!

Daß dann zuweilen in eure Gedanken, in euer Lachen und in euere Geſpräche, einerlei, wovon ihr gerade ſprecht, eine leiſe Stimme ſagt: „Gefängnis". Es gibt Gefängniſſe — während du nachdenkſt, lachſt und dies lieſt.

Digitized by Google

DAHOME

In den Abenteuern, die ich erlebte, ſpielen die Namen der Länder und Städte, viele Namen, eine große Rolle. Bar le Duc, Barbizon oder Berry au Bac. Meine Lieblingsnamen: Marſeille, Tunis und Algier.

Da fragt mich jemand: „Waren Sie dort? Sie ſind wohl viel gereiſt? Waren Sie ſchon in Afrika?“

Was für eine brutale Frage! Soll ich antworten: „Nein?“ „Ich war noch nirgends?“ Das wäre die Wahrheit. Eine armſelige Wahrheit, eine höchſt fragwürdige, höchſt zweifelhafte Wahrheit.

Dahome zum Beiſpiel. Soll ich Dahome nicht kennen? Mein Zelt ſtand am Rande des Dorfes, hinter den Hütten. Wenn ich die Zeltwand neben meinem Kopf ein wenig hoch hob, ohne aufzuſtehen, ſah ich im Morgenlicht ein wenig braune Erde, ein Stück des Platzes vor dem Dorftor, glattgetreten und holperig, wie aus Lehm. Da war am Tage vorher das Krokodil gelaufen, ein altes, heiliges Krokodil, einige hundert Jahre alt, als Dahome noch Kriege führte, mit dem Fleiſch der Gefangenen gefüttert. Jetzt lag, am frühen Morgen, das Dorf noch im Schlaf. Auch meine braunen Diener ſchliefen. Nur ein kleiner, ſchwarzer Hahn, kleiner als unſere Hähne in Deutſchland, ſpazierte langſam zwiſchen den Hütten. Der Himmel war ſchon ganz hell, blaß, grün und roſa. Ein leichter Wind kam und wehte am Zelt. Ich ſtieg ganz leiſe über die dunklen Schläfer hinweg, ging, ohne zu wiſſen

Digitized by Google

wohin, zum Dorfe hinaus. Bald ſchlug das Dickicht hinter mir zuſammen.

Dornenhecken, wie Schwarzdorn, umgeben das Dorf. Dahinter Steppengras, Baumwollſtauden und eine Art kleiner verkrüppelter Pappel. Wenn man aber nach Süden geht, ſo findet man Wald. Da gibt es alle Bäume, die man ſich wünſcht: Palmen, ſtachligen Kaktus, Mango und Gummi. Da wächſt im Schatten das Gras bis zu den Schultern, Blumen blühen und Bäume, wie Obſtbäume, blühen. Dicht iſt das Unterholz, und nur wenig Wege, kleine, ſchmale Fußgängerwege, und die Wege der wilden und zahmen Tiere führen von Baum zu Baum in den Wald hinein. Die Bäume ſind groß und jeder ein Herrſcher. Hier war es, wo ich das einſame Dorf fand, mitten im Wald, unter rieſigen Eichen.

Da ſaß vor einer der Hütten das Negerkind. Es ſchlang ſeine braunen Ärmchen um meinen Hals: „Ali ali, at yodo yodo ai ata ali.“ Ich glaube, es war noch ganz jung, noch in dem Alter, wo auch bei uns die Kinder noch nicht ſprechen, noch keine richtigen Worte ſagen können. Seine weißen kleinen Zähne blitzten und lachten. Seine Augen lachten, ſchwarz wie ſchwarze Kirſchen. Seine Lippen rot und ſein Bäuchlein braun, mit dem abgebiſſenen langen Nabel, glänzend von Fett, hellbraun und zart die Haut.

Und als mein Hund, denn mein Hund war mitgelaufen, ein brauner, langhaariger Hund, mit langen Hängeohren und goldenen Augen, ſich auf die Erde legte, müde vom vielen Laufen, mit einem Seufzer ſich auf die Erde legte, neben

Digitized by Google

das Kleine, da ließ es mich los und warf seine braunen Ärmchen zärtlich um ihn, um den Hund. Das kleine Gesichtchen ganz in eines von den Wuschelohren vergraben. „Ali ay ata ali ben ali ali."

Vier große Augen sahen mich an. Braun und golden die Augen des Hundes. Schwarz wie Samtaugen die Augen des Kindes.

Da nahm ich, denn ich hatte nichts anderes bei mir, war ja, die Hände in den Taschen, am Morgen losgeschlendert, nahm meinen Brillantring vom Finger, den einzigen, den ich habe, ein schönes Geschenk aus Paris, von Uhde, dem Freunde Henri Rousseaus, ein großer, runder, spanischer Brillantring; ich nahm ihn und hing ihn dem kleinen Neger an einem Grashalm um den Hals. Er sah ihn gar nicht, spielte mit dem Hunde. Tiefer und feuriger als die Brillanten blitzten seine Augen, hell lachten die Zähnchen. Auf der fettglänzenden, braunen Brust schaukelte golden der goldene Ring.

Als ich nach Hause kam, stand in der Zeitung: Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. Es war der 1. August 1914.

*

Heute, am 28. Juni 1919, sah ich auf Juist, der Nordseeinsel, ein kleines weißes Ziegenlamm. Wie ein Hund lief es hinter seinem Herrn, einem Soldaten, über die ziegelsteingepflasterten Straßen, ohne Strick und Leine, wie ein kleiner braver Hund.

Dies Ziegenlamm mit seinen steifen Beinen erinnerte mich heute an das einsame Dorf unter den Eichen in Dahome, in dem das Negerkind

Digitized by Google

mit dem Goldring ſpielte. Da weidete hinter den Hütten am Waldrand auch ſo ein weißes Ziegenlamm. An einen Pflock gebunden lief es im Kreiſe; vor meinem Hund, der am Boden ſchnupperte, lief es, aus Angſt, im Kreiſe und riß an der Kette. Ich rief meinem Hund und ging. Da ſah es uns nach.

Die Eichen, die Hütten, das Negerkind und das Ziegenlamm, einſam im großen Wald von Dahome, über der Steppe rot die Sonne und ich und mein Hund aus dem Schatten tretend, vor uns die Steppe, hinter uns der Wald — daran erinnerte ich mich beim Anblick des weißen Lämmchens in Juiſt.

Digitized by Google

JUIST

Ich bin seit drei Wochen auf Juist. Juist ist eine Nordseeinsel zwischen Norderney und Borkum. Solch eine Nordseeinsel ist schwer zu beschreiben.

Da sind die Dünen. Das ist Sand, auf dem ein wenig Gras wächst, stacheliges, hartes Wüstengras, silberne Disteln und ein paar Dornen. Da ist der Strand. Das ist Sand, über den der Wind weht, über den das Meer heranrollt, wenn die Flut kommt, und den es glatt und feucht zurückläßt, wenn es verebbt. Und da ist das Meer. Es ist groß und ruhig, wie alles, was groß ist. Sogar im Sturm noch ist es ruhig. Und es ist weit, so weit das Auge sieht. Und weiter, als die Augen sehen. Das ruht die Augen aus. Sie haben nichts zu tun, sie haben nichts zu sehen als das Meer, nochmal das Meer und wieder: nur das Meer. Manchmal ist es grau und manchmal grün, und manchmal, wenn die Sonne scheint, ist es blau und blitzt in der Sonne. Aber immer ist es das Meer, immer ist es weit und uferlos. Zuweilen weht der Sturm die Wellen hoch: Täler und Berge. Weiße Gipfel rollen herauf und verschwinden, und die Brandung donnert ans Ufer. Aber der Horizont wirft seinen Bogen ununterbrochen und unverändert, immer den gleichen leichtgeschwungenen Bogen, an dem die Augen suchen, nichts finden und ausruhen.

Zuweilen gibt es ein Schiff zu sehen, eine Rauchwolke oder ein fernes Segel. Es gibt auch Kinder am Strand, die spielen, und Möwen, die sich im Winde wiegen, dicht über den Wellen

Digitized by Google

den Strand hinſtreifen. Sie ſuchen Fiſche und Krebſe, die ſterben. Sie ſchreien und ſchießen plötzlich ins Waſſer. Es gibt auch Muſcheln, die im Sand zerbrechen, die man zertritt, wenn man über den Strand geht, kleine Muſcheln, zart und roſa, Fingernägel eines kleinen Kindes, durch die das Blut der Finger hindurchſcheint. Und es gibt den Sand.

Aber was iſt das alles? Man ſieht das Meer, immer den gleichen geſchwungenen Bogen, immer daſſelbe Ziel, an dem man ausruht. Und die Brandung rauſcht dazu. Kein Geſang und keine Melodie. Nur ein Rauſchen. Auf und ab. Ohne Anfang und ohne Ende. Ewiger als der eigene Atem.

Da liegen wir nun und ruhen uns aus.

Man vergißt faſt den Himmel, an dem die Sonne aufgeht und der Wind und die Wolken. Sie fahren am Himmel dahin hoch über dem Meer. Sie kommen, woher der Wind kommt, von Weſten, von Norden oder Nordweſten. Unberührt rollt das Meer ſeine Wellen darunter. Wir vergeſſen den Himmel, der rot iſt am Morgen, der von der Sonne am Abend roſa und grün wird. Wolken und blaue Oaſen wehen über ihn dahin, und ſein weißes Licht ſchließt uns am Tage, wenn wir aufs Meer ſehen, langſam die Augen.

Da liegen wir nun und ruhen uns aus.

Aber niemand denkt an die, die ſich nicht ausruhen können. Ausruhen, das iſt nicht liegen und ſchlafen, aufſtehen und wieder an die Arbeit gehen. Ausruhen, das heißt die Arbeit vergeſſen, alles vergeſſen, was uns irgendwie wach hält, irgendwie anſtrengt, anſpannt und quält.

Digitized by Google

Ausruhen, das heißt nichts von ſich fordern, ohne Ziel ſein und ohne Ziel die Gedanken wandern laſſen.

Nur wer ausruhen kann, wer von Zeit zu Zeit ſein Ziel und alle Ziele vergißt, nur wer von Zeit zu Zeit aufhört zu arbeiten, iſt frei, wird frei, gehört ſich ſelbſt, gehört Gott und der Welt und allen anderen. Nur wer ausruhen kann von ſeiner Arbeit, kann ſeine Arbeit, wie Gott es tut, zu einem guten Ende führen.

Aber wer kann denn ausruhen? Wir. Das ſind wenige. Es gibt hier in Juiſt eine Kurliſte. Juiſt iſt ein Bad. Da ſtehen viele Namen und Titel: Paſtoren, Fabrikanten, Richter und Kaufleute. Einen Arbeiter habe ich nicht gefunden. Aber das wundert niemanden. Im Gegenteil: alle würden erſtaunt ſein, hier einen Arbeiter zu finden. Alle würden entrüſtet ſein, wenn ein Arbeiter für ſich verlangte, was hier die Richter und Kaufleute haben: einige Wochen an der See, einige Wochen der Ruhe im Jahr.

Man entrüſtet ſich (und „man“, das ſind in dieſem Falle gerade die am meiſten, die Zeit und Geld genug zum Ausruhen haben), man entrüſtet ſich ſo leicht über die „übertriebenen Forderungen“ der Arbeiter. Man entrüſtet ſich über den Achtſtundentag und über die hohen Löhne, die ſie verlangen. Aber wer von denen, die ſich entrüſten, hat ſich ſchon einmal genau überlegt, wie das Leben eines Arbeiters verläuft?

Ich will nicht von den Arbeitern reden, deren Arbeit beſonders ſchwer oder gefährlich und ſchädlich iſt. Ich will nicht von den Bergleuten reden, die unter der Erde ihre kleinen Stollen,

Digitized by Google

in denen ſie nicht gerade ſtehen können, Stunde für Stunde und Tag für Tag weiter in die Felſen treiben, nicht von den Heizern und Kohlentrimmern, die vor den Feuern der großen Dampfer beinahe zuſammenbrechen, halbtot vor Hitze, nicht von den Diamantſchleifern, die mit jedem Atemzug den feinen Staub der Diamanten einatmen, der ihre Lunge zerfetzt. Ich denke nur an den Durchſchnittsarbeiter, der in hellen und großen Räumen Tag für Tag ſeine Maſchine bedient. Er hat ſein Auskommen, wie man ſo ſagt, er lebt. Seine Arbeit iſt vielleicht nicht ſchwer, oft nur ein Griff und leicht zu erlernen. Schwer iſt nur das Tag für Tag. Nur wer ſich klar macht, was das heißt, weiß, was es heißt, ein Arbeiter ſein, von ſeiner täglichen Arbeit leben zu müſſen. Arbeiter ſein, heißt: ſeine Arbeit tun ohne Pauſe, ohne Unterbrechung, ohne Änderung, Tag für Tag. Während das Leben Tag für Tag, unzertrennlich von dieſer Arbeit, unaufhaltſam dahinfließt, Tag für Tag und unwiederbringlich.

Das iſt das Leben des Arbeiters: Tag für Tag. Gewiß, er lebt. Aber wofür? Um zu arbeiten. Und er arbeitet, um zu leben. In dieſen Kreislauf iſt er eingeſpannt, wie ein Pferd ins Karuſſell. Einmal, am Abend, wird er erlöſt. Dann iſt er alt, legt ſich hin und ſtirbt. Und ſeine Söhne laufen für ihn im Kreiſe.

Sie ſind ſchon ganz entſtellt und verdorben. Dieſe unmenſchliche Kette von Arbeit, ohne Pauſe, ohne Unterbrechung, hat ſie ſelbſt unmenſchlich gemacht. Sie verſtehen ſchon gar nicht mehr, ohne ihre Arbeit zu leben. Sie waren nie frei und verſtehen nicht, frei zu ſein.

Digitized by Google

Sie haben nie ausgeruht und verſtehen nicht, auszuruhen. Ihr müder Blick würde hier am Meer kaum noch den Horizont erreichen. Ihre ſchweren Hände würden nicht ausruhen. Sie haben verlernt untätig zu ſein. Sie würden hier am Meer mit ihrer Zeit und ihrer Ruhe, ſie würden mit ſich ſelbſt nichts anzufangen wiſſen. Sie haben verlernt, mit ſich ſelbſt allein, ohne Ziel und ohne Arbeit zu ſein. Sie ſind kaum noch Menſchen. Sie ſind nur noch: Arbeiter. Sie verſtehen nur noch: zu arbeiten. Das iſt ihr Leben.

Das iſt das Leben des Arbeiters, der das Elend und die Armut von ſich fern halten will: Arbeit ohne Pauſe, Tag für Tag. Jahr für Jahr läuft ſo ſein Leben. Niemals reiſt er wie ihr an die See, oder wohin ihr ſonſt wollt. Daran denkt einmal! Denkt einmal: ihr ſolltet ſo leben! Und dann ſagt mir die Forderung, ſagt mir in Gottes weiter Welt den Lohn, der „übertrieben“ wäre für ſolch ein Leben, ohne Ruhe und ohne Reiſen, ohne das Meer und den Wald und die Berge, ohne die Flüſſe und großen Ströme, ohne alle dieſe Wunder der Welt.

Hier am Strande, an dem wir liegen und ausruhen, gibt es ein paar kleine Hütten, Latrinen, mit Schildern „Herren“ und „Damen“. Dieſe Hütten ſind ſehr primitiv. Es gibt keine Kanäle am Strand. Keine Kanaliſation. Ein paar Kübel ſtehen da. Wer es nicht unbedingt nötig hat, ſetzt ſich nicht in die Nähe. Sie riechen nicht ſchön. Wer entleert dieſe Kübel? Wer macht ſie rein? Auch das muß getan werden. Wer tut es? Ein alter Mann und ein kleiner Junge. Der Junge ſchämt ſich ſeiner

Digitized by Google

Arbeit. Ich kenne ihn. Er iſt jung und hübſch. Genau ſo jung und genau ſo hübſch wie die wohlerzogenen und wohlgepflegten Söhne des Regierungsrats, die in ihren Matroſenanzügen Tennis ſpielen. Er ſchämt ſich. Er kommt nur des Nachts an den Strand.

Denkt einer von euch an ihn und an ſeine Arbeit?

Digitized by Google

DUISBURG

Ich habe mir einen Fahrplan gekauft, der kostet fünfundvierzig Pfennig. Aber es stehen Züge darin für tausend Mark. Wenn sie nur führen! Aber sie fahren nicht. Der kleine Fahrplan zählt alle Züge auf, die vielleicht überhaupt in Betracht kommen könnten, von denen man, wenn man recht hoffnungsfroh ist, annehmen kann, sie führen vielleicht. Der kleine Fahrplan ist sehr hoffnungsfroh. Er nimmt von allen Zügen an, sie führen. Einige fahren auch. Andere wieder fahren nicht. Der, den ich mir ausgesucht hatte, fährt nicht. Das bedeutet vier Stunden Aufenthalt in Duisburg.

Kennen Sie Duisburg? Ich habe eine Abneigung gegen Industriestädte. Rauch und Ruß, elektrische Straßenbahnen, Kleinbahnen und richtige Bahnen; überall Güterzüge, Bahnhöfe, Bahndämme, Gleise und Straßen, die schmutzig sind. Nicht von Staub, sondern von Kohlenstaub. Staub kann schön sein. Die Staubkruste an den Füßen italienischer Landstreicherjungen, ganz hell wie Puder liegt der Staub auf der braunen Haut. Solcher Staub ist nicht schmutzig. Er verweht, weht heran und verweht wieder, vergeht wieder im Wind und im Regen. Aber Kohlenstaub bleibt und macht alles schmutzig: die Straßen, die Füße, die Hände, die Augen, die Fenster, die Häuser. Er dringt durch die Fenster und färbt die Gardinen schwarz. Und wenn es regnet, läuft eine schwarze Tinte an den Häusern herunter und färbt sie schwarz.

Ich mag Industriestädte nicht leiden. Sie beweisen, wie häßlich die Arbeit ist. Wie schön

Digitized by Google

und paradieſiſch iſt jedes Tier, ſolange es draußen auf der Weide weidet oder, noch ſchöner, im wilden Walde lebt, in der Wüſte oder, ein Tiger, im Urwald. Und wie hat die Arbeit die Tiere verdorben. Die armen Pferde! Einſt waren ſie alle mutig und ungebändigt. Jetzt trotten ſie brav und gezähmt im Kreis ihrer Arbeit, ſcheu, ängſtlich und dumm. Ohne Pauſe traben ſie mit ihren Droſchken über das Pflaſter endloſer Städte, bis in ihren Tod, bis in den Schlachthof hinein. Wie die Eichhörnchen in ihrem Käfig ohne Sinn und Verſtand die Trommel drehen.

Alles, was man über die Arbeit geſagt hat, um ſie uns anzupreiſen, iſt Schwindel. Sie iſt nicht köſtlich und edel und adelt nicht. Ein Leben, das durch Arbeit ausgefüllt wird, iſt kein köſtliches, ſondern ein elendes, ſinnloſes und erbärmliches Leben. Gott hat die Arbeit erfunden, als er im Paradies zum erſten Mal ganz zornig war und voller Zorn die Menſchen ſtrafen wollte. Die Arbeit war das Furchtbarſte, was er ſich ausdenken konnte. Sie iſt kein Segen, ſie iſt ein Fluch, ſie iſt der ſchlimmſte Fluch, den Gott ſich auszudenken wußte. Arbeit iſt es, was uns aus dem Paradies vertreibt, was uns alle Tag für Tag aufs neue aus dem Paradies vertreibt und uns fernhält von allen Gärten Gottes, von allem, was ſchön und gut und unverdorben und göttlich iſt. Arbeit iſt im beſten Fall ein Betäubungsmittel. Über troſtloſe Stunden hilft ſie hinweg. Sie betäubt die ſchmerzerfüllten Seelen, wie Schnaps und Wein und andere Betäubungsmittel betäuben. Sie lenkt die Gedanken hinweg, weg vom Schmerz und von den brennenden Wunden, aber auch weg von allem,

Digitized by Google

was wichtig ist: von dem Erkennen, von dem Erleben, von der Vollendung, weg von Gott in die Wüste des Beschäftigtseins.

Und wie entsetzlich die Folgen der Arbeit: Armut und Reichtum, das heißt: Besitz. Die Arbeit hat das Paradies zerstört und dafür den Besitz geschaffen. Die Welt war ein Paradies. Das gehörte allen. Die Arbeit hat uns daraus vertrieben. Solange noch ein Mensch auf Erden arbeitet, werden wir es nicht — wir werden es nie wiedersehen.

Aber Arbeit, was heißt Arbeit? Wir reden von der Arbeit Gottes, von der Arbeit des Künstlers und des Gelehrten, und wir reden mit denselben Worten von der Arbeit des Bergmannes und des Karussellpferdes, als ob das alles dasselbe wäre.

Gottes Fluch aber hieß: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Das ist die Arbeit, zu der er uns verdammte. Nicht die Arbeit des Künstlers, des Forschers, des Denkers, nicht die wahrhaft göttliche Arbeit des Geistes, die schöpferisch ist, wie Gott selbst. Das ist keine Arbeit, das ist freiwillige Lust und Freude, die wie nichts anderes den Menschen gottähnlich macht, und beinahe gleich. Nicht die alltägliche Arbeit, die jeder nötig hat, sich zu erhalten: das Atmen, Essen, Speisebereiten, das alles, was schon Adam tat im Paradies, nur viel einfacher als wir. Auch das ist keine Arbeit, die verdammt. Und auch all das, was wir für andere tun, um anderen zu helfen, die sich selbst nicht helfen können, die Arbeit der Mutter an ihrem Kind, die Arbeit des Retters und des barmherzigen Samariters, all die natürlichen Regungen des

Digitized by Google

Herzens und der Hände, zu denen ein innerer Zwang uns treibt: ſchaffen, leben, helfen, all das iſt keine Arbeit, die verdammt.

Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen. Das iſt die Arbeit, zu der wir verdammt ſind: die Arbeit um des Brotes willen, die Arbeit, um unſer Leben zu friſten, die Arbeit, die wir nicht gern und nicht freiwillig tun, zu der uns kein innerer Trieb, keine Freude, zu der uns der Hunger treibt oder die Gier. Erzwungene Arbeit, das iſt der Fluch. Sklavenarbeit hieß ſie früher, Lohnarbeit heißt ſie heute.

Arbeit um des Geldes willen, das iſt die Arbeit, die uns verdammt, die uns tagtäglich aus dem Paradies vertreibt. Das iſt die Arbeit, die niemanden adelt, die niemals und für keinen köſtlich iſt, die uns klein und elend und erbärmlich macht, die uns einteilt in Tyrannen und Knechte. Das iſt die Arbeit, die ohne Frucht, ſinn- und ganz und gar gottlos iſt.

Wenn jetzt ein Menſch, wenn viele aufhören zu arbeiten, ſo hilft das nichts. Umſomehr müßten, umſomehr würden die anderen arbeiten. Für ſich ſelbſt mit der Arbeit aufzuhören, das iſt kein Ziel, das würde ja nichts anderes bedeuten, als reich ſein und andere für ſich arbeiten zu laſſen. Das iſt kein Ziel. Wir ſind nicht allein auf der Welt. Keiner kann ſich ſelber helfen. Wir können nur alle uns allen helfen. Nicht aus dem Leben des Einzelnen, aus der Welt ſoll die Arbeit verſchwinden. Das, glaube ich, wird das Endreſultat des Kommunismus ſein: die Befreiuung des Menſchen von der Arbeit.

„Sozialismus iſt Arbeit“ ſteht auf den Plakaten der jungen deutſchen Republik. Das mag ſein.

Digitized by Google

Aber der ſozialiſtiſche Staat iſt nur eine Vorſtufe des kommuniſtiſchen. Er wird ein Zwangsſtaat ſein. In ihm wird man arbeiten müſſen, jeder wird arbeiten müſſen. Bis dann die Welt mit Arbeit und den Erträgniſſen der Arbeit ſo geſättigt und überfüllt iſt, daß die Arbeit (die Lohnarbeit) nichts mehr bedeutet, daß ſie ganz offenſichtlich keinen Zweck mehr hat. Dann erſt beginnt eine kommuniſtiſche, eine arbeitsloſe, herrliche Welt. Eine Welt, in der die Arbeit für Geld für ſchändlicher gelten wird als die Liebe für Geld; eine Welt, in der die Lohnarbeit die ſchändlichſte Art der Proſtitution ſein wird.

Wir werden das nicht mehr erleben. Wir ſind verdorben, verloren, geopfert. Wir arbeiten, leben in ſchmutzigen Städten und haben vier Stunden Aufenthalt in Duisburg.

Zuerſt war ich ſehr niedergeſchlagen. Ich ſah die verrußten Häuſer an, die Schaufenſter mit Kohlrabi und Kriegsſandalen, ohne Leder, aus Holz und Nägeln. Dann ſah ich auf einem Plan der Stadt, daß auf der anderen Seite, einige Kilometer vom Bahnhof entfernt, der „Rheinfluß“ floß, und der „Ruhrfluß“, ſo ſtand auf dem Plan, floß an dieſer Stelle in den Rhein hinein. Da bin ich mit der Straßenbahn durch Duisburg hindurch zum Rhein gefahren.

Dabei kommt man über zwei Brücken. Große Brücken, und eine iſt drehbar. Die führen nicht über Flüſſe, ſondern über Kanäle. Die waren voll von Schiffen, Laſtkähnen, Schleppern und kleinen Dampfern. Von dieſen beiden großen Kanälen zweigen überall kleinere ab, Stichkanäle und Hafenbaſſins. Das ganze Land iſt ein großer Hafen. Hinter Mauern, Kais und

Digitized by Google

Brücken, überall tauchen Maſtſpitzen auf. Schornſteine und Teile von Schiffen. Ich hätte nie geglaubt, daß mitten in Deutſchland, ſo weit vom Meer, ein ſo großer Hafen läge, in dem ſo viele Schiffe, viel hundert Schiffe, auf ihre Reiſe warten und bereit gemacht werden. Wer ſollte, wenn er in Duisburg iſt, glauben, daß ganz dicht dabei ein ſo mächtiger Gruß der großen Ozeane, ein ſo weiter Ausblick in die Welt, ſolch ein Hafen zu haben iſt.

Neben die zweite Brücke hat man einen großen Getreideſpeicher gebaut. Solche Speicher, dachte ich, gäbe es nur in Amerika. Elevatoren (welch ſchöner Name!) ſaugen das Korn aus den Kähnen in die Speicher. Man ſieht keinen Menſchen. Durch eine große Röhre rauſcht das Getreide wie ein Strom fünf oder ſechs Etagen hinauf und fließt, wie durch ein Fenſter, in die Kammern. Der Elevator ſteht ſtill. Deutſchland hat kein Getreide.

Auf den beiden Brücken, über die ich fahre, ſtehen belgiſche Soldaten. Sie tragen ſchöne Uniformen aus olivenbrauner Wolle, mit roten Litzen und Bändern und braunen Ledergürteln. Die nicht auf Poſten ſtehen, tragen kleine Mützen ſchief auf dem Kopf mit einer roten und einige mit einer blauen Troddel. Unter der Mütze ſieht das Haar hervor, ſchwarz oder blond, die meiſten ſind goldblond. Sie ſehen gar nicht finſter aus, und Kinder, die barfaß ſind, ſpielen mit ihnen.

Als ich ausſteige, führt eine Straße grade vor mir, ganz ſchnurgerade ein wenig bergauf — dann bricht ſie plötzlich ab, wie in der Luft. Dahinter iſt nichts. Ich denke mir, da wird der

Digitized by Google

Rhein ſein, und gehe, ohne zu fragen, die Straße hinauf. Sie läuft neben einer Eiſenbahn. Und als ich eine Minute gegangen bin, kommen hinter der Bahn ein Kanal zum Vorſchein, einige Dampfer und ein paar Bäume, am Ende des Kanals eine eiſerne Brücke, hinter der Brücke der Rhein, in den der Kanal einmündet, hinter dem Rhein eine weite Ebene, und in der Ebene ganz hinten am Horizont eine zweite viel größere, gewaltig große Brücke mit drei Bogen. Dieſe Brücke liegt inmitten der Ebene. Sie trägt eine Bahn über den Rhein, der in weitausholenden Windungen zu ihr fließt. Die Bahn läuft auf hohen Dämmen heran. Auf dieſen Dämmen ruht die Brücke. So ſcheint ſie faſt in der Luft zu ſchweben. Ganz hoch. Hinter ihr iſt nichts als der Himmel.

Viele Kanäle münden hier in den Rhein. Auch die Ruhr mündet hier, die aus Weſtfalen kommt, Weſtfalen, in dem ich geboren bin. Und alle Kanäle ſind voll von Schiffen. Und der Rhein ſelber iſt voll von Schiffen. Eine ganze Armada von Laſtkähnen hat auf ihm Anker geworfen. Immer zwei und zwei liegen ſie nebeneinander. Andere werden von kleinen Schleppern, die von der Anſtrengung ihrer Maſchinen zittern und ſtampfen, ſtromauf geſchleppt. Andere gleiten lautlos und raſch mit der Strömung ſtromab, biegen in die Kanäle ein oder kommen zu zweien und dreien langſam aus den gewundenen Häfen.

Auch hier führt über den Rhein eine Brücke. Drei große Brücken werfen ihre Bogen in dieſem Bild, als ob ſie ſich begrüßten. „Ich bin eine Brücke," ruft die kleinſte von ihnen, die vor dem Rhein über den Kanal führt. „Ich

Digitized by Google

bin eine große Brücke", ruft die vom Rhein. Und die aus der Ebene: „Ich bin die größte. Ich bin die größte Brücke von euch allen." Und von den Kanälen, aus den Häfen zwischen den Schiffen und Masten hervor: „Auch hier sind Brücken, überall sind Brücken. Die Welt braucht Brücken über jedes Wasser." Es ist 12 Uhr mittags, und die Sirenen der Rheindampfer tuten.

Zwischen den Kanälen, umgeben von Häfen und Hafenbassins, liegt ein Hochofenwerk. Es ist ein großes Werk. Eine Riesenfabrik, ein Gewirr von Öfen, Schornsteinen, Schuppen, Eisengerüsten, Glasdächern und Hütten. Eine ganze Stadt von Maschinen und Öfen und voll von Arbeitern, die in ihr arbeiten. Aus den hohen Schornsteinen ziehen leichte Rauchfahnen, grau, blau und schwarz, aus dünnen Röhren zischt weißer Dampf, und die brennenden Öfen werfen, wie Vulkane, riesige Wolken gegen den Himmel. In ungeheuren Bäumen wächst hier der Rauch, fünfzig und hundert Meter hoch, bis er zu Wolken verdichtet und aufgelöst zwischen den hohen Kaminen dahintreibt. Der Rauch der Öfen ist wie mit giftigen Gasen gefärbt: gelb, violett, rosa und grün. Hinter ihm drein schießen haushohe Flammen. Sie züngeln zwischen den Gasen hinauf, durchschlagen den Rauch, leuchten hinter ihm, wie hinter Schleiern, glühen auf, verschwinden und entzünden sich aufs neue hoch über den Schornsteinen, in den letzten verwehenden Fahnen des Rauches.

Mitten in diesem Werk zwischen Mauern und Schuppen wachsen große, grünende Bäume, Linden, Rüstern oder Platanen. Ihr Grün ist

Digitized by Google

ein wenig grau und ſchwarz geworden von all dem Rauch und Ruß. Aber ſie grünen und ſind groß geworden und ziehen hier zwiſchen Gerüſten und Mauern ihre Alleen bis in die Fabrikhöfe. Dieſe Bäume ſind älter als die Fabrik. Als ſie jung waren und klein, da waren hier Wieſen, kein Ofen, kein Haus, kein Schornſtein, keine Fabrik. Wieſen lagen auf beiden Ufern des Rheins, und die Ruhr floß, wie ein großer Bach, zwiſchen ihnen hindurch. Auf den Wieſen wuchſen einzelne Bäume, Gebüſche und kleine Gebüſche. Leichte Feldwege führten zum Rhein, einige von Alleen begleitet.

Auf dem anderen Ufer des Rheins iſt die Landſchaft noch heute ſo. Bäume wachſen auf den Wieſen, Hecken, Gräben und niedrige Zäune umſäumen die kleinen abgeteilten Weiden. Ohne Mauern, ohne Ruß und Rauch ſtreckt ſich die Ebene ſilbern und grün. Am Horizont aber rauchen Fabriken. Sanft weht ihr Rauch über der friedlichen Landſchaft. Wie in einem Garten liegen ſie da. Aber in der Nähe ſind ſie aus Stein und Eiſen, wie die Fabrik hier zwiſchen Ruhr und Rhein, und ihr Rauch iſt giftig und ihr Ruß iſt ſchwarz und ihre Arbeiter ſind krank von Ruß und Rauch und Arbeit. Eine Fabrik iſt wie die andere.

Dieſe Fabriken haben die Landſchaft verwüſtet. Dieſe Fabriken haben Städte wie Duisburg, ſchmutzige, rußige, ſteinerne Städte, Städte der Arbeit aus ihren glühenden Rachen ausgeworfen. Ich weiß wohl, daß ſie manchmal ſchön ſind, wenn in der Nacht ihre Lichter leuchten, wenn ihre Feuer glühen, wenn ihre Räder ſauſen und ſchwirren, wenn ihre Öfen glühendes Eiſen

Digitized by Google

und ihre Maſchinen Maſchinen ausſpeien. Ich weiß, daß ſie viel Leben erzeugen, daß ſie es ſind, die den Rhein und die Kanäle beleben, dieſe Kanäle, die ihretwegen da ſind. Ich weiß, daß ſie allein die Schiffe füllen, daß ihretwegen alle Schiffe und ihretwegen alle Brücken da ſind. Aber ich weiß auch, daß ihr Atem Gift iſt, daß ſie es ſind, die das Land verpeſten, die die Erde verwüſten und die Menſchen verderben. Sie haben uns ſchon ſo verdorben, daß wir ohne ſie nicht mehr zu leben wiſſen. Sie ſind die Gottheit, von der wir leben, die wir verehren und die wir fürchten, der wir opfern und der wir ſelber geopfert ſind. Sie ſind das Ende des Weges, auf den uns die Arbeit geführt hat.

Jenſeits auf dem anderen Ufer liegt die Ebene, liegen die Wieſen, kleine Bäume darauf und Kühe und Pferde. Friedliche Pferde weiden dort alte und junge. Die alten ſind ſchwach und krank von Mühe und Arbeit, von den Städten und von den gepflaſterten Straßen. Die jungen ſind jung und geſund. Sie kennen noch keine Städte und keine Fabriken. Sie kennen nur Wieſen, nur Gras, die Bäume, den Zaun und den Himmel.

Auch auf unſerem Ufer gibt es noch Wieſen. Unmittelbar neben dem Hochofenwerk, nur hundert Schritte von der nächſten Mauer, weidet auf ſolch einer Wieſe eine Mutterſtute und mit ihr ihr Fohlen. Zärtlich reibt es ſeinen Kopf an ihr.

Dort liegt das Paradies. Nicht weit. Ganz nah. Wir? Sind daraus vertrieben.

Digitized by Google

AMERIKA

Ich wollte nach Amerika. Wie ſchön muß es da ſein! Ich habe in einer illuſtrierten Zeitſchrift ein Bild vom Newyorker Hafen geſehen. Ein Geſang von eiſernen Brücken, Ozeandampfern und Wolkenkratzern, neben denen das Häusermeer von Paris wie ein idylliſches Dorf ausſieht. Welch eine Melodie von Kraft und Arbeit! Welch ein Heer von Menſchen dahinter! Ich war entſchloſſen, ſo bald wie möglich nach Amerika zu fahren.

Da las ich in der Zeitung:

„John C. Proctor, ein führender Getreidehändler zu Liverpool, hat vor kurzem in der ›Times‹ feſtgeſtellt, daß nach mäßigen Schätzungen am 31. Juli 1920 in den Getreide produzierenden Ländern Amerikas ein Weizenüberſchuß von 90 Millionen Quarters (ein Quarter etwa gleich einem Viertelzentner) vorhanden ſein würde. Infolge des Preiſes und des Valutaſtandes würde Europa aber nur 60 Millionen Quarters kaufen können. Der Reſt müſſe vernichtet werden.“

Über ſieben Millionen Zentner Getreide müſſen vernichtet werden. Währenddeſſen verhungern in Wien die Kinder Tag für Tag zu Hunderten, zu Tauſenden. An der Donau ſtehen Poſten, die die halbverhungerten Frauen zurückhalten ſollen, die mit ihren Kindern vor dem qualvollen Hungertod in das barmherzige Waſſer flüchten. Bei uns in Deutſchland ſterben hunderttauſend Unterernährte, Schwache, Kinder, alte und junge Leute. Aber wir wollen nicht nur von uns reden. Auch in Italien ſind Mil-

Digitized by Google

lionen, die nicht ſatt zu eſſen haben. Auch in Frankreich iſt das Brot teuer. Und in Rußland ſtirbt man vor Hunger. Europa iſt arm. Es kann nichts bezahlen. Das amerikaniſche Getreide „muß vernichtet werden".

Wir lernten in der Schule die Geſchichte von dem Mäuſeturm bei Bingen. Ein reicher Biſchof hatte viel Getreide, faſt ſo viel wie heute Amerika. Aber die Leute waren arm und konnten ſeinen Preis nicht bezahlen. Er ſchenkte ihnen nichts und ging mit dem Preis nicht herunter. Die armen Leute mußten verhungern, während ſeine Speicher von Getreide barſten. Da kamen die Mäuſe und Ratten und rächten die Menſchen, die der Biſchof hatte verhungern laſſen. Erſt fraßen ſie ſein Getreide auf, dann kamen ſie zu ihm in ſein Schloß. Er floh vor ihnen und ließ ſich im Rhein mitten im Waſſer einen ſteinernen Turm mit feſten und dicken Mauern bauen. Dahin verkroch er ſich vor den Mäuſen und Ratten. Aber ſie ſchwammen über den Rhein. Sie hatten kein Getreide mehr, ſie hatten gar nichts mehr zu freſſen und ſchwammen über den Rhein und fraßen den Biſchof bei lebendigem Leibe, wie ein Ameiſenhaufen einen toten Hund auffrißt.

Wem gehört das Getreide in Amerika? Was geſchieht mit ihnen? Mit dieſen Leuten, die die Kinder in Wien und in Deutſchland, in Rußland und Italien verhungern laſſen? Was geſchieht mit ihnen? Sitzen ſie ſchon im Gefängnis? Hängt man ſie auf?

O nein, es ſind ſehr angeſehene, würdige Bürger. Sie haben alle Eigenſchaften, die einen Bürger angeſehen und zu einem guten Bürger

Digitized by Google

machen. Sie haben vor allem die wichtigſte Eigenſchaft eines guten Bürgers in einem guten Staat, ſie haben Geld. Niemand ſpuckt ihnen ins Geſicht. Niemand denkt daran, ſie aufzuhängen. Sie gehen mit feſten Schritten zur Urne und wählen den Präſidenten, die Richter und alle die Männer, die ein freier und demokratiſcher Staat an ſeiner Spitze nötig hat. Sie wählen den Präſidenten, der ſeine ſchützende Hand über die Freiheit und über die Demokratie und über den Getreidehandel hält.

Und das tun ſie nicht nur in Amerika. Das tun ſie in jedem Land der Erde. Und in jedem Land der Erde hält die von würdigen Bürgern gewählte Regierung ihre ſchützende Hand und ſchützende Bajonette über Freiheit und Demokratie und Getreidehandel und über die würdigen Bürger, die würdigen Brüder der Getreidehändler von Amerika. Die Brüder dieſer Getreidehändler und Mörder, ſie ſitzen in jedem Land, und in jedem Land hält eine ordnungsliebende Regierung ihre ſchützenden Bajonette über ſie.

Das Ganze heißt: der kapitaliſtiſche Staat.

Das Verbrechen dieſer Getreidehändler, das iſt nicht das Verbrechen einzelner Menſchen, das iſt das verbrecheriſche Prinzip des Handels, der nichts verſchenkt, der nichts verſchenken darf, der nur verkauft und den, der nicht bezahlen kann, der nicht genug bezahlen kann, verhungern läßt, verhungern laſſen muß. Das Verbrechen von Amerika, das iſt kein Zufall, wie der große Krieg kein Zufall war, das iſt die konſequente Folge, das notwendige Reſultat der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung. Das

Digitized by Google

iſt das eigentliche, das wahre Geſicht des kapitaliſtiſchen Staates, des heutigen Staates. Das iſt das wahre Geſicht der heutigen Welt. Das Verbrechen der Getreidehändler in Amerika, das iſt das Verbrechen jeden Händlers, jeden Staates und jeder Regierung. Das iſt unſer aller Verbrechen.

Ich will nicht nach Amerika fahren. Es gibt noch andere Dinge zu tun. Es gibt bei uns und in jedem Lande noch genug zu tun.

Der Hafen von Newyork iſt groß und herrlich. Der Miſſiſſippi iſt groß und herrlich. Die Welt iſt groß und herrlich und ſchön. Aber rings um uns her verhungern Frauen und Kinder. Rings um uns her ſperrt man Menſchen, die nicht Geld genug hatten, ihr Brot zu kaufen, in die ſchon überfüllten Gefängniſſe, wenn ſie ſich nehmen, was ſie nicht haben. Rings um uns her ſtarren Bajonette. Es gibt keine Ratten und Mäuſe mehr. Niemand rächt uns. Niemand hilft uns. Wir müſſen alles ſelber tun.

Es gibt Beſſeres zu tun, als nach Amerika zu fahren. Es gibt Beſſeres zu tun, als Bücher, wie dies eins iſt, zu ſchreiben. Es gibt Beſſeres zu tun, als Bücher, wie dies eins iſt, zu leſen.

Marchons, marchons!
Qu'un sang impure
Abreuve nos sillons!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google